

Während ihres Aufenthaltes in Klagenfurt (2015–2019) besuchte die Journalistin Darka Zvonar Predan eine Reihe von Kärntner Sloweninnen und Slowenen. Die einzelnen Interviews, einige auch in Form von Reportagen oder eines Email-Austausches, wurden in der Tageszeitung Večer aus Maribor (SLO) veröffentlicht. Die Auswahl der Beiträge für dieses Buch gibt einen näheren Einblick in Persönlichkeiten aus den Bereichen Kunst, Kultur, (Volksgruppen)Politik, Schulwesen, Soziales, Wirtschaft und Theologie.



Interreg 
SLOVENIJA – AVSTRIJA
SLOWENIEN – ÖSTERREICH
Evropska unija | Evropski sklad za regionalni razvoj
Europäische Union | Europäischer Fonds für regionale Entwicklung

Klagenfurter Gespräche

DARKA ZVONAR PREDAN



DARKA ZVONAR PREDAN

Klagenfurter Gespräche



ISBN 978-3-7086-1114-3



9 783708 611143

www.hermagoras.com

Das vorliegende Buch ist Teil des Projektes SMART Tourist – SPread The Karawanks, das im Rahmen des grenzüberschreitenden Interreg-Programms Slowenien-Österreich V-A durchgeführt wird. Es wurde durch den Europäischen Fonds für regionale Entwicklung und den KWF kofinanziert und ist nicht für den Verkauf vorgesehen.

Knjiga je izšla v projektu SMART Tourist – SPread The Karawanks v okviru kooperacijskega programa Interreg V-A Slovenija-Avstrija. Sofinancirala sta jo Evropski sklad za regionalni razvoj in KWF in ni namenjena prodaji.

 **Mohorjeva**
Hermagoras

Mohorjeva
Hermagoras



DARKA ZVONAR PREDAN

Klagenfurter Gespräche



Projektpartner | Partnerji pri projektu



Gorenjski Glas

DARKA ZVONAR PREDAN



Klagenfurter Gespräche

Darka Zvonar Predan: Klagenfurter Gespräche

Fotos | Fotografije: Vincenc Gotthardt, Hannah Käfel, Ferdinand Neumüller, Večer, Novice, Mateja Rihter, Sami Rahim, Justina Hribernik, persönliches Archiv

Übersetzung aus dem Slowenischen | Prevod iz slovenščine:

Alexandra Natalie Zaleznik

Lektorat | Jezikovni pregled: Christina Korenjak

Gestaltung und Druck | Oblikovanje in tisk: ilab crossmedia og, 2020

Redaktion | Uredništvo: Adrian Kert

© 2020 Mohorjeva družba v Celovcu | Hermagoras Verein Klagenfurt

In der Serie | V seriji: SMART Tourist – SPread The Karawanks

Herausgeber | Izdala in založila: Mohorjeva družba v Celovcu | Hermagoras Verein Klagenfurt

Für den Verein | Za družbo: Karl Hren, Franz Kelih

Auflage | Naklada: 300

Preis: nicht zum Verkauf | Cena: ni za prodajo

ISBN: 978-3-7086-1114-3

Das vorliegende Buch ist Teil des Projektes SMART Tourist – SPread The Karawanks, das im Rahmen des grenzüberschreitenden Interreg-Programms Slowenien-Österreich V-A durchgeführt wird. Es wurde durch den Europäischen Fonds für regionale Entwicklung und den KWF kofinanziert und ist nicht für den Verkauf vorgesehen.

Knjiga je izšla v projektu SMART Tourist – SPread The Karawanks v okviru kooperacijskega programa Interreg V-A Slovenija-Avstrija. Sofinancirala sta jo Evropski sklad za regionalni razvoj in KWF in ni namenjena prodaji.

Einleitung | Uvod

Zentrales Ziel der Hermagoras/Mohorjeva ist es, Menschen zu bilden. Seit der Gründung im Jahr 1851 wurden Tausende Bücher herausgegeben. Mit dem EU-Projekt „SMART Tourist – SPread The Karawanks“ möchte die Hermagoras/Mohorjeva die grenzüberschreitende Region um die Karawanken noch stärker literarisch positionieren. Die kulturelle und landschaftliche Vielfalt dieser Gebirgs- und Tallandschaften inspirierte zahlreiche AutorInnen, über die Region zu schreiben. Ziel ist es, den LeserInnen Literatur näher zu bringen und diese auch öffentlich zugänglich zu machen. Literatur wird aber nicht nur über Bücher vermittelt, die ganz klassisch im Laufe des Projektes herausgegeben werden, sondern auch durch innovativ erlebbare literarische Wanderwege, literarische Tourismuspakete und mit einer interaktiven Literatur-Wander-APP. Mehr zum Projekt unter: www.spread-karawanks.eu



Izobraževalno poslanstvo je glavni cilj Mohorjeve družbe. Od ustanovitve leta 1851 je izšlo pri njej na tisoče knjig. Mohorjeva želi s projektom „SMART Tourist – SPread The Karawanks“ regijo kulturno-turistično predstaviti in uveljaviti s pomočjo literature. Krajinsko raznolika gorska veriga med Slovenijo in Avstrijo je na obeh straneh navdihovala in še navdihuje številne literarne ustvarjalce. Cilj je bralcem približati literarna dela, ki so vezana na kraje te regije in do njih omogočiti javen dostop. Literatura pa se ne širi le s knjigami. Zato se bodo znotraj projekta razvile turistične ponudbe v obliki literarnih poti, ki bodo s pomočjo sodobnih tehnologij in posebej za projekt pripravljeno aplikacijo toliko bolj dojemljive in doživete. Tako naj bi se razvila nova oblika turizma, ki bi obiskovalcem omogočala globlje spoznavanje kulture in kulturne dediščine pokrajine.

Več o tem najdete na www.spread-karawanks.eu

Zum Buch | 0 knjigi

Während ihres Aufenthaltes in Klagenfurt (2015–2019) besuchte die Journalistin Darka Zvonar Predan eine Reihe von Kärntner Sloweninnen und Slowenen. Die einzelnen Interviews, einige auch in Form von Reportagen oder eines Email-Austausches, wurden in der Tageszeitung *Večer* aus Maribor (SLO), veröffentlicht. Die Auswahl der Beiträge für dieses Buch gibt einen näheren Einblick in Persönlichkeiten aus den Bereichen Kunst, Kultur, (Volksgruppen)Politik, Schulwesen, Soziales, Wirtschaft, Theologie und Journalismus.

Med leti bivanja v Celovcu (2015–2019) je Darka Zvonar Predan kot novinarka obiskala vrsto znanih koroških Slovenk in Slovencev. Posamični pogovori z njimi, nekateri tudi v obliki dopisovanja, so bili objavljeni v mariborskem časopisu *Večer*. V tej knjigi objavljeni izbor teh pogovorov, reportaž in dopisovanj je pester pogled na osebnosti iz sveta umetnosti, kulture, (narodnostne) politike, šolstva, sociale, gospodarstva, teologije in novinarstva.

Zur Autorin | O avtorici

Darka Zvonar Predan ist eine langjährige Journalistin der Tageszeitung Večer aus Maribor (SLO). Durch die diplomatischen Dienste ihres Gatten lebte sie einige Jahre auch in Triest, Belgrad und Klagenfurt. Aus ihrer journalistischen Tätigkeit, wofür sie auch zweimal ausgezeichnet wurde, stechen vor allem Interviews mit interessanten Zeitgenossen hervor. Das Buch Klagenfurter Gespräche ist ihr viertes und das erste in Deutsch erschienene Werk.

Darka Zvonar Predan je dolgoletna novinarka Večera, ki je zaradi mozeve diplomatske službe preživela nekaj let tudi v Trstu, Beogradu in Celovcu. V njenem časnikarskem delu, za katero je bila nagrajena z nagradama Tomšičevega (1990) in Jurčičevega sklada (2001), še posebej izstopajo intervjuji z zanimivimi sodobniki. Celovski pogovori je njena četrta knjiga, pred tem so izšle knjige Boris Pahor – Najini pogovori, Tržaški pogovori in Beograjski pogovori.



Inhalt

| | |
|---|-----|
| Begleitwort der Autorin | 10 |
| Valentin Oman | 12 |
| Karel Smolle | 26 |
| Auf Besuch in einem Dorf in Kärnten | 36 |
| Tonč Feinig | 46 |
| Josef Kopeinig | 54 |
| Josef Marketz | 62 |
| Zalka Kuchling | 74 |
| Lojze Wieser | 82 |
| Florjan Lipuš | 90 |
| Roman Verdel | 104 |
| Luca Kaiser | 112 |
| Alenka Hain | 120 |
| Ana Blatnik | 126 |
| Gustav Januš | 136 |
| Bernarda Fink | 150 |
| Benjamin Wakounig | 164 |
| Franz Josef Smrtnik | 174 |
| Matevž Grilc | 182 |

Vorwort

Unter den Gaben, die mir das Schicksal schenkte, ist auch diese, dass ich wegen der diplomatischen Arbeit meines Mannes vier Jahre (2015–2019) in Klagenfurt bzw. im österreichischen Kärnten verbracht habe. Ein schöneres Geschenk hätte ich mir als Journalistin, welche die berufliche Neugier in das Entdecken neuer Orte und Menschen treibt, kaum wünschen können. Umso mehr, weil ich mich in Orten vorgefunden habe, die überfüllt mit einer komplizierten (gemeinsamen) Geschichte sind, zwischen den slowenischen Landsleuten, die der Strom der Geschichte auf die andere Seite der Staatsgrenze versetzt hatte. Gerade deshalb lagen sie mir schon früher, bevor ich die Gelegenheit bekam, unter ihnen zu wohnen, besonders am Herzen. In meinen vier Klagenfurter-Jahren habe ich viele interessante Menschen kennengelernt und von etlichen Schicksalen erfahren, ich hielt zahlreiche Gespräche ab, aus denen ich viel gelernt habe. Es wäre geradezu eine Sünde, wenn ich diesen Reichtum nicht mit meinen Lesern teilen würde. So begannen in der slowenischen Tageszeitung *Večer* meine Beiträge aus dem österreichischen Kärnten zu erscheinen. In vier Jahren haben sich viele angesammelt, besonders viele Interviews, weil gerade das Interview mein liebstes journalistisches Genre ist. Aber auch viele Briefgespräche, da die Zeitung *Večer* zu jener Zeit noch die edle Rubrik pflegte, ursprünglich *Fluid/Persönliches*, wo der Journalist öffentlich mit einem ausgewählten Gesprächspartner oder einer Gesprächspartnerin korrespondierte. In diesem Buch ist eine Auswahl dieser Rubriken über Personen und Themen veröffentlicht, welche auch den deutschsprechenden Landsleuten Kärntens bekannt sind.

Ich muss zugeben, dass ich bei der Auswahl meiner Gesprächspartner keinen besonderen Plan oder Schlüssel verwendet habe, ich gab mich einfach dem Moment, dem aktuellen Geschehen und dem Wunsch hin, den Lesern so viele interessante Kärntner Landsleute wie möglich, deren Ansichten, Geschichten und Schicksale vorzustellen. Die Gespräche und Geschichten sind in einer chronologischen Reihenfolge angeführt, ohne aktualisierte Anmerkungen oder Zusätze, als Dokument

einer gewissen Zeit. Natürlich kann man den Veränderungen, welche die Zeit mit sich bringt nicht ausweichen, deshalb möchte ich lediglich auf das Wichtigste hinweisen: Mein Interviewpartner von der Spitze der Kärntner Caritas, Josef Marketz, ist 2020 Kärntner Bischof geworden.

Darka Zvonar Predan

*Ich möchte wissen, was alles
es noch im Weltall gibt*

Valentin Oman, Maler

5. Dezember 2015

Sein Zuhause mitsamt dem Atelier in der Nähe von Villach, in Finkenstein, wo auf der Tafel am Ortsanfang nur der deutsche Name geschrieben steht, ist mit zweisprachigen Aufschriften versehen. Im Landeszentrum, in Klagenfurt, im dortigen Museum der Modernen Künste, können die Besucher währenddessen in seiner Ausstellung „Retrospektive“, einer Lautinstallation zum Thema zweisprachiger Ortsnamen in Kärnten, lauschen. Ohne dies wäre die Ausstellung, die den Besuchern einen abgerundeten Einblick in die verschiedenen schöpferischen Jahrzehnte des Malers ermöglicht, wahrscheinlich wirklich unvollständig. „Das Schaffen, nach dem Prinzip, die Kunst um der Kunst willen, mit dem Ignorieren dessen, was in der Welt und um dich herum passiert, nein, das ist nichts für mich“, merkt er lächelnd an, als wir uns, der spätherbstlichen Sonne hinter dem Haus hingehend, von wo sich ein märchenhafter Blick bis zu den Karawanken erstreckt, und uns seine Frau Elizabeth mit Kaffee und selbst gebackenem Kuchen verwöhnt, zum Gespräch zusammensetzen. Der Anlass dafür ist einfach: Valentin Oman, einer der angesehensten österreichischen Maler, Kärntner Slowene, hin- und hergerissen zwischen dem gebürtigen Kärnten und Wien, feiert diesen Monat seinen 80. Geburtstag.

Beginnen wir bei Ihrem Kärnten. Ganz in der Nähe des Hauses, wo wir jetzt sitzen, wurden Sie geboren. In einer Familie, die alles andere als vermögend war.

Mein Vater war Maurer. Wir hatten eine Kuh und ein Schwein. Da, wo wir jetzt sitzen, war unser Land. Hier bauten wir Kartoffeln und Mais an, in der Nähe war noch ein Feld. In jener Zeit hätte ich natürlich nicht studieren können, ohne die Unterstützung der Pfarre, die uns aufs Gymnasium Tanzenberg schickte ...

Die guten Schüler natürlich?

Ja, wenn man jeden Morgen in der Kirche ministriert hat, war man gut. (Lachen) Aufs Gymnasium Tanzenberg kam man nur, wenn man Pfarrer werden wollte. Dort gab es ein kleines Priesterseminar. Natürlich war die Absicht, dass man nach dem Gymnasium ein Theologiestudium antritt, ich aber überlegte es mir und ging auf die Akademie in Wien.

War Ihre Mutter enttäuscht?

Natürlich.

Auch der Vater?

Mein Vater war in die ganze Sache weniger einbezogen. Als ich an der Wiener Akademie zu studieren begann und im Pfarrhaus wohnte, nebenbei ministrierte, um günstiger wohnen zu können, da lebte mein Vater noch. Aber nicht mehr lange. Als er starb, stand ich bei der Beerdigung wie am Pranger, der Sohn, der Student aus Wien, der sich dem Beruf als Geistlicher entsagt hatte. Seit damals habe ich Schwierigkeiten mit Beerdigungen, ich nehme nicht daran teil und wenn ich sterbe, möchte ich keine Beerdigung, jedenfalls keine klassische. Man wird sich in der Kirche von mir verabschieden können, beerdigen aber darf man mich erst nach Sonnenuntergang, im Dunkeln, weil ich diese Zeremonien am Friedhof wirklich nicht ausstehen kann.

Sie stehen aber noch mitten im Leben?

Schon, schon, aber ich bin mir bewusst, dass diese Zeit immer näher rückt.

Wie ist es mit Ihrem Verhältnis zur Kirche? Einige nennen Sie sogar Kirchenmaler.

Ja, in der Tat, obwohl ich nie in der Kirche male, dort befinden sich nur meine Figuren. Trotzdem erwarteten Auftraggeber manchmal biblische Motive. Für mich sind Kirchen interessante sakrale Orte, und wenn man als Künstler die Möglichkeit hat, dort etwas aufzustellen, ist es von längerer Dauer als in einer Galerie.

Also interessiert Sie die Kirche als öffentlicher Ort, nicht als Religion?

Genau. Ich möchte keine Illustrationen schon bekannter Themen schaffen und bearbeiten, sondern mein *Ecce homo* in den gegebenen Sakralraum setzen. Und meine Figuren sind keine Heiligen. Manchmal werde ich gefragt, wie Heilige denn sind, worauf ich antworte, dass niemand heilig ist. Auch als ich einen Auftrag für die Kirche in Tanzenberg bekam, antwortete ich, dass ich Christus nicht zeichnen werde. Ich habe Zitate verwendet, das Gesicht vom Turiner Grabtuch, Marias Kopf aus Torcello, aber schon das war für mich eine riesige Gefälligkeit.

Waren Sie damals schon ein anerkannter Maler?

Bekannt, diesen Auftrag aber bekam ich vom Bischof ohne eine Ausschreibung.

Ihr erstes Projekt, mit dem Sie auf sich aufmerksam gemacht haben, war die Leichenkapelle in Klagenfurt?

Das stimmt, in Annabichl bei Klagenfurt. In Kärnten gab es gerade eine Ausschreibung und da habe ich mich als frisch gebackener Diplomand angemeldet. Interessant dabei ist vielleicht, dass ich mir auch für meine Diplomarbeit Fresken in Leichenkapellen als Thematik aussuchte. Bis jetzt habe ich ungefähr fünf Leichenkapellen neu gestaltet.

Angeblich hat bereits Ihre Professorin an der Akademie gesagt, dass Ihnen das Sakrale nahe ist?

Meine Professorin meinte, dass ich prädestiniert für den Sakralraum bin. Doch zu diesen Aufträgen kam ich aufgrund der Tatsache, dass

einige Schüler des Gymnasiums Tanzenberg Pfarrer geworden sind und in verschiedenen Pfarren tätig wurden, vom Jauntal bis ins Burgenland.

Nach der Wiener Akademie haben Sie noch in Ljubljana studiert?

Bei Professor Rik Debenjak an der Spezialschule für Grafik. Grafik hat mich schon immer mehr interessiert als die Malerei. Ich habe auch an grafischen Biennalen teilgenommen, die früher wirklich zahlreich stattgefunden haben, aber dann hat die Wiener Schule mit der Praxis des Grafikdrucks in tausendfachen Exemplaren begonnen und damit leider das Interesse für Grafik zerstört. Damals wurde Grafik in Slowenien noch hoch geschätzt, in Österreich wiederum lagen die Grafikarbeiten, die man fürs grafische Biennale angefertigt hatte, später daheim rum, weil sich keine mehr dafür interessierte. Ich hätte auch auf Leinen gezeichnet, was aber schwierig war, wenn man kein Geld besaß und ein winziges Zimmer gemietet hatte, in dem überhaupt kein Platz für Leinwände war. Darum habe ich mich jahrelang überwiegend mit Grafik beschäftigt, erst später habe ich begonnen, auf Leinwänden zu arbeiten.

Wie kamen sie über die Runden?

So, dass ich fast jedes Jahr einen neuen Architekturauftrag hatte. Der Architekt Nitsch, der mit seiner Ehefrau in Klagenfurt die Galerie 61 besaß, hatte sehr guten Kontakt zu Zoran Kržišnik (langjähriger Direktor der Modernen Galerie in Ljubljana, Anm. d. Ü.), so hatten wir in Klagenfurt auch interessante Ausstellungen von Grafikbiennale-Preisträgern. Nitsch hatte deshalb viel Arbeit als Architekt und hat mich bei diesen Projekten in der Regel immer miteinbezogen. So kam ich über die Runden, mit dem ausschließlichen Verkauf von Bildern wäre das nicht möglich gewesen.

Die Spezialisierung in Ljubljana war wohl auch nützlich für Ihre Slowenischkenntnisse?

Sie war zu kurz, nur drei Monate. Ich erinnere mich, dass Jože Hudeček ein Interview fürs slowenische Fernsehen mit uns machte, er war sehr nett, ich hatte jedoch große Schwierigkeiten mit der Sprache. In Wien habe ich viele Jahre kein einziges Wort Slowenisch gesprochen, obwohl es schon damals das Studentenheim Korotan mit slowenischen Studenten

gab, aber was nützte es mir, wenn ich während der Woche jeden Tag bis spät abends an der Akademie war und an den Wochenenden an einer Tankstelle arbeitete, um Geld zu verdienen?

Einige Ihrer bekannten Mitschüler, die sich später erfolgreich als Künstler behaupteten, haben mit Ihnen die Schulbank im Gymnasium Tanzenberg gedrückt: Florjan Lipuš, Peter Handke ...

Handke war nicht in meiner Klasse, Lipuš dagegen zeigte schon damals ein außergewöhnliches Gespür für das Slowenische, er redigierte auch eine Schülerzeitung, für die ich nur ein einziges Mal einen Artikel schrieb, und schon damals wusste ich, dass ich kein Schriftsteller werden würde. (Lachen) Ich selbst kam recht spät ans Gymnasium Tanzenberg, mit meinen 14 oder 15 Jahren war ich ein richtiger Veteran. Nach dem Gymnasium, wo wir jeden Tag zur Messe gingen, an den Sonntagen sogar zweimal, womit ich Messen für mehrere Leben angesammelt habe, war mein kritisches Denken vollkommen unstrukturiert, erst später habe ich begonnen, mit meinem eigenen Kopf zu denken.

Wo haben Sie nach den Jahren in Wien Ihr Slowenisch perfektioniert?

Als ich öfter nach Kärnten zurückkehrte, habe ich meine Muttersprache wie eine Fremdsprache erneut gelernt. In Kärnten leben wir zu 90 Prozent deutsch. Allen fehlt es am Wortschatz, außer denjenigen, die das Slowenische Gymnasium besucht haben. Als Maler spricht man sowieso schon nicht viel, weil es ein einsamer Beruf ist, man ist immer allein. Generell sind Wörter nicht mein Material, sonst würde ich Bücher schreiben. Eigenartig finde ich, dass wir an der Wiener Akademie keinen Rhetorikkurs hatten, um zu lernen, wie man über sein Schaffen spricht. Ich selbst mag es nicht, bei Eröffnungen von Ausstellungen zu sprechen.

Für Politik haben Sie sich in ihren jungen Jahren nicht interessiert?

Doch, schon in meiner Studienzeit in Wien hat mich als Thematik für meine Arbeit das politische Geschehen inspiriert, z. B. der damals aktuelle Vietnamkrieg und das Wüten der Amerikaner in den vietnamesischen Dörfern. Die Vorkommnisse in der Welt haben mich schon damals interessiert, nur die Kärntner Politik, das heißt die Tagespolitik, nicht. Erst als ich häufiger in Kärntnern war, änderte sich das.

Mit Haiders Aufstieg an die Spitze?

Eigentlich schon früher. Als der Sozialdemokrat Leopold Wagner als Landeshauptmann kandidierte, ließ ich mich auf ein Plakat gegen einen anderen Kandidaten schreiben, als Wagner dann die Volkszählung befürwortete, ließ ich mich auf ein Plakat gegen die Zählung schreiben. Das beweist, dass ich mich schon damals für die Kärntner Politik interessierte. Mit Haiders Aufstieg an die Spitze begann ich mich erst recht zu engagieren und es ärgerte mich, dass ich in jener Zeit, wo er über die zweisprachigen Ortstafeln sprach, nie gehört habe, dass es dabei um das Kulturerbe geht, nicht nur das der Kärntner Slowenen, sondern von Kärnten an sich. Damals kam ich auf die Idee, jene zweisprachigen Ortsnamen, wovon es mehr als 900 gibt – ich wollte sie schon mehrmals in einem Buch zählen, kam aber nie bis zum Ende –, um sie als Kulturerbe zu erhalten, in Eisen gießen zu lassen. Doch die Verwirklichung dieser Idee wäre etwas zu teuer geworden. Dann aber geschah es, dass der Kurator für die Klagenfurter Universität Künstler suchte und fragte, ob ich meine Idee über die zweisprachigen Aufschriften auch anders realisieren könnte. So habe ich sie an die Wand der Übersetzungskabine geschrieben, aber ich kam nur bis zum Buchstaben R.

Ein Modell aus Eisen und den Säulenguss bezahlte dann ein Direktor, der kein Slowene ist, und diese Säule liegt nun vor der Universität in Klagenfurt. Die Säule soll so lange liegen bleiben, bis alle zweisprachigen Namen allen vor Augen gebracht werden. Natürlich war das ein Protest gegen Haider und die Verhältnisse, die er mit seiner Politik schuf.

Sind Sie so in einen schlimmen Konflikt mit ihm geraten?

Der Konflikt entstand schon davor, als ich in einer Diskussion vor den Landeswahlen in Klagenfurt sagte, dass ich nicht mehr in Kärnten ausstellen werde, falls Haider Landeshauptmann wird. Er wiederum hat mich zu Unrecht beschuldigt und mir die Aussage eines Kollegen zugeschrieben, der sagte, er werde aus Kärnten fortziehen, falls Haider gewinnt. Als Haider Landeshauptmann wurde, habe ich mich wirklich dazu entschieden, meine Werke nicht mehr in Kärnten auszustellen und auch keine Aufträge der Kärntner Landesregierung anzunehmen, geschweige denn mir etwas abkaufen zu lassen. Damals dachte ich wirklich

nicht, dass ich noch zu Lebzeiten in Kärnten ausstellen würde, weil Haider jünger war als ich und gesund. Die Nachricht von seinem Tod erreichte mich in Italien und ich konnte es einfach nicht fassen. Damit war der Weg für meine Rückkehr nach Kärnten frei. Meine erste Ausstellung hatte ich in Villach mit dem bedeutungsträchtigen Titel Nazaj (Zurück).

Nun sind Ihre Retrospektiven an der Reihe, die in Klagenfurt im Kärntner Museum Moderner Kunst ausgestellt sind. Dort können die Besucher auch ihrer Stimme lauschen, die zweisprachige Ortsnamen in Kärnten rezitiert. Für mich ist das Thema mit dem Aufstellen von 164 zweisprachigen Ortstafeln noch nicht beendet, weil das nur ein Teil aller Namen ist. Was ist mit den übrigen 800 Aufschriften, die man nicht sieht, also mit dem Großteil der Kultur?! Aus diesem Grund habe ich für meine Ausstellung in Klagenfurt alle 900 Namen rezitiert und auf Band aufgenommen. Ich würde mir eine landesweite Ausstellung wünschen, auf der alle 900 Aufschriften zu sehen wären, ich befürchte jedoch, dass wir das nicht erleben werden. Vor Kurzem habe ich aber im Wiener Der Standard einen der bisher klügsten Texte über dieses Thema gelesen ...

Mit der Pointe?

Dass das Volk, das sich für Kultur interessiert und sie versteht, keinen 7. Artikel und einen Staatsvertrag bräuchte, um sie zu zeigen. Dann wären nicht nur 164 Aufschriften angebracht, weil das Volk von selbst dafür sorgen würde, seine Kultur zu zeigen. Leider muss ich gestehen, dass es nicht viele Menschen gibt, die sich von sich aus für Kultur interessieren, oder solche, die überhaupt spüren, dass Aufschriften nicht nur das Kulturerbe der Kärntner Slowenen sind, sondern von ganz Kärnten. Wenn man nach Friaul fährt, sieht man italienische, friulanische und slowenische Aufschriften, in Istrien ebenso entweder slowenisch-italienische oder kroatisch-italienische. Bei uns aber ...

Trotz allem aber hat sich auch in Kärnten etwas zum Guten gewendet?

Ein bisschen schon. Es gibt Menschen, die mit dem erreichten Konsens über die zweisprachigen Aufschriften zufrieden sind und damit,

dass sich die Situation beruhigt hat, mir reicht das aber nicht. Ich vermisse ein stärkeres Interesse für das Bewusstsein, dass das unsere Kultur ist und dass wir uns nicht schämen müssen, diese als Kärntner Slowenen zu zeigen.

Für Sie sind die zweisprachigen Aufschriften also mehr eine Frage der Kultur als der Politik?

Genauso. Es hat mich immer geärgert, dass über dieses Thema in Kärnten nie als Kultur gesprochen wurde, immerzu war es eine politische Agitation. Im Sinne, man will aus Kärnten ein Slowenien machen, mit Argumenten also, die von der Kultur weit entfernt sind. Geschweige denn, eine gemeinsame Sprache zu sprechen, und noch immer haben wir in Kärnten Elemente, die ein bisschen nach Hitler stinken. Es stimmt aber auch, dass man sich heutzutage nicht mehr schämen muss, wenn man in Wien sagt, dass man aus Kärnten stammt.

Wie denken sie über den Vorschlag der neuen Landesverfassung, die zum ersten Mal auch Kärntner Slowenen als „slowenischsprechende Landsleute“ einordnet? Ein großer Schritt nach vorn?

Dafür bin ich zu wenig Politiker. Ich meine, mir würde schon genügen, wenn sich ändern würde, dass die Sprache der Kärntner Slowenen gleichberechtigt mit der deutschen Sprache wäre, und auch die Kärntner Slowenen ins politische Geschehen miteinbezogen würden. Das fehlt noch. Und das die slowenischen Politiker in Kärnten unter einem Dach zwar über verschiedene Ideen polemisieren, nach außen aber geint sprechen würden. Ich bedauere sehr, dass die Kärntner Slowenen in Klagenfurt kein größeres Kulturhaus haben, wohin Personen aus den Kärntner Tälern kommen könnten und wo auch alle Parteien Platz unter einem Dach hätten. Im italienischen Görz haben die Slowenen sogar zwei Kulturhäuser, während wir in Klagenfurt nicht einmal eines zustandebringen.

Sie leben zwischen Wien und Kärnten, Sie sind ein Kosmopolit.

Ich habe das Glück, in Wien ein Atelier zu besitzen, so bin ich teils auch dort, denn wenn man nie vom Land wegzieht, kennt dich keiner. Wichtig ist auch, dass man in Wien eine oder zwei Galerien hat, in

denen man alle drei Jahre eine selbstständige Ausstellung hat, um sich zu präsentieren.

Sie reisen gern und viel. Dass sie dadurch inspiriert werden, merkt man bei Ihren Retrospektiven in Klagenfurt. Der Osten ist Ihnen besonders nahe. Warum?

In neuen Ländern, auf Reisen, gibt es immer etwas Neues, etwas Geheimnisvolles, etwas, das einen inspiriert. Der Osten liegt mir besonders am Herzen wegen der Kleidung, Schichtung, die meinen Gestalten ähneln. Für mich ist es uninteressant, Männer mit Krawatten zu zeichnen. Ich mag Krawatten an sich nicht, ich habe sie nie gemocht, meine letzte habe ich vor vielen Jahren in Villach von der Brücke in die Drau fallen lassen. Ich habe nur noch eine, die ich von Marijan Tršar geschenkt bekam und die mit seinen Bildern bemalt ist. Oman, Jemen, Syrien, das sind mir teure Destinationen, wohin man aber heute, aus politischen Gründen, nicht mehr reisen kann. Sehr interessant finde ich Marokko und auch Ägypten ...

Wie betrachten Sie die aktuelle Flüchtlingskrise?

Mein Thema ist *Ecce homo*, und wenn Sie das jetzige Geschehen ins Auge nehmen, sehen Sie, dass es ewig aktuell ist. Es ist noch nicht allzu lange her, dass in Ex-Jugoslawien Krieg herrschte, nun schaut man auf die heutigen Flüchtlingskolonnen und sagt zu sich, dass das Sprichwort *homo homini lupus*, der Mensch dem Menschen ein Wolf, immer noch stimmt. Österreich wurde in der Vergangenheit schon oftmals mit Flüchtlingswellen konfrontiert, besonders stark war jene aus Ungarn. Wie man sich verhalten und dieses Problem schlau lösen könnte, ist Sache der Politiker, ein Zaun ist keinesfalls eine Lösung. Interessant, dass die Mauer in Deutschland ohne Krieg gefallen ist, weshalb man sich fragt, warum Jugoslawien nicht auch friedlich zerfallen ist. Wenn ich nun beobachte, was vor sich geht, sage ich als Maler zu mir, o mein Gott, was ist doch ein Künstler gegen all das! Denn die Menschen, die den Flüchtlingen auf dem Terrain helfen, sind stärker als ich, das, was sie tun, sind mehr als Bilder, die man in einer Galerie aufhängt. Die Wahrheit übertrifft die Fantasie in ihrer Brutalität. Ich muss sagen, dass mich dieses Thema schon seit der Akademie mehr interessiert als *l'art pour l'art*, die Kunst um der Kunst willen, ohne zu beobachten, was im Umfeld passiert, das ist nichts für mich.

Künstler schaffen aus ihrem Grundgefühl für die Welt. An sich gilt für die Kärntner, dass sie eher introvertiert sind und zur Schattenseite neigen. Was meinen Sie? Stimmt dieser Stereotyp?

Ich würde sagen, dass die Problematik der Kärntner ein marginales Problem ist im Vergleich zum Globalen. Mich interessiert alles, was den Menschen betrifft, umso mehr diejenigen, die jetzt als Flüchtlinge auf dem Weg sind, weil ich selbst an diesen Orten war. Wenn man sieht, was dort vor sich geht, fragt man sich, ob es überhaupt möglich ist, dass der Mensch alles einreißen muss, also dass er einerseits die Rolle des homo creator vertritt, andererseits aber als destructor oder homo cremator agiert, der alles verbrennt.

Der Mensch interessiert Sie mehr als die Natur.

Viel mehr. Seit jeher. Schon immer hat mich mehr interessiert, was unter der Erde ist, als die Landschaft selbst. Ich gehe zum Fischen ins Trentatal und habe damit begonnen, unsere Berge zu zeichnen. Zeichnen ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, ich mache eine Collage. Ich habe immer noch das Problem, dass ich mich mehr als Grafiker fühle denn als Maler, ich habe zwei verschiedene Techniken, mit einer drücke ich mich grafischer aus, mit der anderen malerischer. Auf dieser Wand, die Sie vor meinem Haus sehen, zeichne ich und schabe Schicht für Schicht wieder ab, mir gefällt diese Mehrschichtigkeit, weil das Ergebnis, bei dem einem auch der Zufall, der ein sehr guter Kollege ist, hilft, immer offen ist und man darin entweder die Vergänglichkeit sieht oder etwas Neues entdeckt, abhängig vom Betrachter. Wenn ich grafischere Strukturen erzielen möchte, greife ich zur Plastikfolie und arbeite darauf. In letzter Zeit habe ich begonnen, mit Rost zu arbeiten. Die Idee hatte ich schon früher, ich wusste jedoch nicht, wie ich einen solchen Effekt hervorbringen kann. In Deutschland bin ich dann auf eine Firma gestoßen, die Eisenpulver verkauft, das schnell rostet. Rost ist nämlich etwas, das über die Vergänglichkeit spricht. Mit neuen Materialien kommen neue Techniken, die man an der Akademie nicht erworben hat, man entdeckt sie, Gott sei Dank, jeder auf seine eigene Weise.

Früher haben Sie viel an Malerkolonien teilgenommen?

Auch. Wenn man immer nur in seinem Atelier sitzt, ist es wie jeden Tag im Büro zu sein. Wenn man aber an einer Kolonie teilnimmt, ist schon das Umfeld etwas Neues und das wirkt sich auf das Schaffen aus. Nun überlasse ich die Kolonien den Jungen, ich selbst möchte die Zeit, die mir noch geblieben ist, für das Arbeiten in meinem Atelier nutzen. In Österreich gibt es an sich nicht viele Kolonien, in Slowenien finden mehrere statt, von Vipava bis Ptuj.

Toll, dass die Grenzen gefallen sind, nicht wahr?

Absolut, ich könnten ein dickes Buch darüber schreiben, was ich alles an den Grenzen erlebt habe.

Sie haben gerne darüber gescherzt, dass sich beim Überschreiten der Grenze jeder noch so unbekannte Künstler wegen der heftigen Procedere wie Picasso fühlt.

Ich habe gesagt, wenn man sich als Künstler nicht schätzt, muss man über den Wurzenpass oder den Loiblpass fahren. Meine Bilder über die Grenze zu bringen, das war, als ob ich weiß Gott was transportieren würde. Am schlimmsten war für mich die Hauptzollstation in Ljubljana. Als ich in Kostanjevica eine Ausstellung hatte, habe ich meine großen Bilder verschenkt und sie in der dortigen Leichenkapelle hängen lassen, die kleineren aber nahm ich im Renault 4 wieder mit. Mit der Bestätigung, dass ich meine Bilder der Galerie Božidar Jakac geschenkt habe. Auf dem Loiblpass wurde ich angehalten, ich fuhr zurück nach Ljubljana, übernachtete dort und ging erneut zum Zoll, in die Schlange der vielen Lkws. Als ich endlich an die Reihe kam, erfuhr ich, dass sie nichts machen können, weil ich meine Bilder nicht bei mir habe. Da half mir die Besitzerin der Equrna Galerie in Ljubljana, dreimal waren wir beim Zoll, die Bestätigung zu bekommen, damit ich mit meinen Bildern und meinem R4 nach Hause darf. In Italien war es ähnlich: 14 Tage vor dem EU-Beitritt reiste ich über Tarvis mit zwei Bildern im Format 30 mal 30 cm, in Plastikfolie verpackt, für eine Auktion im Krankenhaus in Nova

Gorica (Neu-Görz). An der italienischen Grenze hielt mich ein Zollbeamter an, führte mich zu einem Kollegen in Zivil, der mich fragte, was die Bilder den wert seien. Ich antwortete, dass ich vorhabe sie zu verschenken, er aber sagte, ich müsse tausend Schilling Kautions zahlen oder ich solle umkehren. Das tat ich auch und fuhr über den Vršičpass nach Nova Gorica. Zuvor aber teilte ich den Beamten mit, dass dies eine wirklich saubere Generalprobe vor dem EU-Beitritt ist.

Sie waren bekannt dafür, dass Sie mit einem Fotoapparat in den Händen fernsehen.

Ja, das stimmt. Anfang der 90er sah ich mir einen Film über Karadžić, Milošević und Tuđman an und dabei fiel mir ein, sie zu fotografieren. Als der Film zu Ende war, habe ich 36 Aufnahmen zurückgespult und erneut damit begonnen, die Köpfe auf dem Bildschirm zu fotografieren. Am nächsten Tag habe ich kaputte Fenster mit Eisengittern eines nahen Gebäudes darüber fotografiert und damit den Anschein eines Gefängnisses erzeugt, auf diese Art habe ich schon im Jahr 1991 Milošević, Tuđman und Karadžić hinter Gitter gebracht. An sich ist mir beim Fotografieren die Mehrschichtigkeit lieber, Aufnahme über Aufnahme, wenn man darauf wartet, was entsteht, was man entdeckt.

Man hält Sie für einen Künstler, der mit dem Metaphysischen kokettiert. Können Sie darüber etwas sagen?

Es ist schwierig, das in Worte zu fassen. Für mich selbst kann ich behaupten, dass ich mich der Transzendenz in sakralen Räumen mit dem Relief im Glas, den Fenstern annähere, wenn das Licht bricht und sich mit jedem Schritt verändert, und mit Ultramarine als Hintergrund, das eine himmlische Farbe ist, und das Kreuz als Licht. Meine Idee ist, dass sich auch der Mensch ins Licht verwandelt. Auch meine Mutter, eine sehr gläubige Frau, die sich das Jenseits sehr figural vorstellte, hat mich auf dem Sterbebett gefragt, wie es dort wohl sein wird. Ich habe noch keinen besseren Ausdruck dafür gehört. Mir genügt nicht, dass das, was auf dieser Erde besteht, alles ist. Mich interessiert, was alles noch im Weltall ist. Vielleicht werden wir einst so transformiert sein, dass man problemlos von einem Stern zum anderen reisen wird, deshalb ist all das,

was jetzt der Glaube ist, für mich viel zu konkret, zu naturalistisch, zu wenig transformiert. Ich würde aber sagen, dass es diejenigen, die auf diese Weise, die nicht die meine ist, glauben und sich alles, was danach sein wird, sehr figurativ vorstellen, leichter haben.

*Jedem soll zuerkannt werden,
was er zur slowenischen Selbst-
ständigkeit beigetragen hat*

Karel Smolle, erster diplomatischer Vertreter des
selbständigen slowenischen Staates in Wien

25. Juni 2016

Seine Erinnerungen wären ein interessanter Lesestoff. Besonders, wenn er alles erzählen könnte, was er in Gesprächen mit denjenigen erlebte, die unsere Zeit schicksalhaft bestimmten. Karel Smolle, Kärntner Slowene, hin- und hergerissen zwischen Wien und dem gebürtigen Klagenfurt, ist Gerichtsdolmetscher und Politiker mit zahlreichen Verbindungen. Zweimal, einmal bei den Grünen, das andere Mal in der Einheitsliste in der Koalition mit dem Liberalen Forum, war er Abgeordneter im österreichischen Parlament und Vorsitzender des Nationalrats der Kärntner Slowenen, einer von drei slowenischen Dachorganisationen in Kärnten. Zur Zeit der Verselbstständigung, in den Jahren 1990–1992, war er nach Vereinbarung mit der österreichischen Regierung Vertreter der slowenischen Regierung in Österreich und nach der Anerkennung Sloweniens Ehrenkonsul in Klagenfurt.

Wie erinnern Sie sich an die Tage, bevor es im jugoslawischen Kessel aufbrodelte und sich Slowenien auf seinen eigenen Weg begab?

Damals war ich außenpolitischer Sprecher der Fraktion der Grünen im österreichischen Parlament und in dieser Rolle für die Kontakte über den Eisernen Vorhang, von Polen über die Tschechoslowakei, Ungarn bis Jugoslawien zuständig, das uns, gewollt oder nicht, besonders am Herzen lag, weil es immerhin das Beschützerland der slowenischen Minderheit war. Wir Grünen sprachen uns zu jener Zeit gegen den Eintritt Österreichs in die Europäische Union aus und das aufgrund der Informationen, die ich aus Tschechien und Ungarn mitbrachte, wo man Bitten an die Österreicher richtete, wir sollen ihnen nicht in die EU entweichen, sondern auf sie warten, ansonsten würde sich der Eisernen Vorhang nur noch mehr festigen.

Aus Jugoslawien erhielten Sie keine solche Bitten?

Nein. Ich war Ausschussmitglied der EFTA (*Europäische Organisation für freien Handel*) und dort gab es viele Diskussionen, wie man Jugoslawien helfen könnte, damit es eine Verbindung zu den Europäischen Institutionen hätte. Die österreichischen Abgeordneten hatten einen Plan für Jugoslawien als Anschlusspartner der EFTA und einer meiner letzten Besuche als Abgeordneter war beim Außenminister Budimir Lončar mit der Idee, die ihn zwar interessierte, ihn aber trotzdem zurückhaltend bleiben ließ. Kurzum, wir Grünen waren überzeugt davon, dass die neutrale Rolle Österreichs für seine Nachbarländer sehr wichtig und geschätzt war, weshalb sie erhalten bleiben musste.

Wie veränderte sich der Europäische Osten, auch Slowenien und Jugoslawien, in Ihren Augen?

Bei den Tschechen und Slowaken habe ich zuerst gesehen, dass es zwei Gruppen gibt, eine, die dachte, dass man dem alten Regime treu bleiben sollte, also weiter mit der Sowjetunion, und die andere, die sich eine Veränderung wünschte. Ich erinnere mich, dass ich als Vermittler der Idee von der Gründung eines Verfassungsgerichts nach österreichischem Vorbild, also einem solchen, das auch für Menschenrechte zuständig war, nach Prag reiste, wo sie angenommen wurde. Auch in Jugoslawien bemerkte ich eine Spaltung und sah, dass auch in der regierenden Klasse zwei Gruppen entstanden. In der ersten war man davon überzeugt, dass man mit Militärgewalt, der UDBA (Amt für die staatliche Sicherheit bzw. Jugoslawischer Geheimdienst) und anderen Mechanismen des alten Regimes weiter herrschen könne, in der anderen bereitete man sich innerhalb der regierenden Partei auf Veränderungen vor. Wie weit diese gehen würden, wusste niemand. Jeder, der heute behauptet, er habe gewusst, dass es so ausgehen würde, wie es ausging, fantasiert. Natürlich haben sich nicht alle, die sich auf Veränderungen vorbereiteteten, von der Ideologie des realsozialistischen Systems verabschiedet, und das Ergebnis war zum großen Teil von der Sowjetunion und von der Lösung der deutschen Frage abhängig. Nur ein Teil Europas dachte darüber nach, dass eventuell auch Jugoslawien zerfallen könnte, und es gab sozusagen niemanden, der dachte bzw. sich wünschte, dass es tatsächlich zerfallen würde. Man war also in einer sehr heiklen Position,

wenn man einerseits, in Einklang mit den Zivilisationswerten, den Frieden verteidigen musste, andererseits aber sah, dass Völker, wie z. B. die Slowenen, ihre Freiheit haben wollten und sich gleichzeitig dessen bewusst wurden, dass sie ein Recht auf Souveränität haben.

Sie haben die Geschichte der slowenischen Verselbstständigung nicht nur beobachtet, sondern sich stark engagiert. Genauer: Sie wurden engagiert. Wie (genau)?

Gegen Ende des Sommers 1990 haben mich Dimitrij Rupel und Lojze Peterle beim Draga-Treffen in Triest darauf angesprochen, ob ich bereit wäre, die slowenische Vertretung in Österreich zu übernehmen. Ich antwortete mit ‚sehr gerne‘, jedoch nach Abschluss meines Abgeordnetenmandats, das noch bis Oktober lief. In Österreich überwog damals unanfechtbar die Überzeugung, dass Jugoslawien nicht zerfallen darf ...

Nur in der Politik oder auch in der breiteren Öffentlichkeit?

Die Öffentlichkeit in Österreich entwickelte interessanterweise schon relativ bald eine Art herzliche Beziehung zu Slowenien, dem niedlichen Ländchen, dem Nachbarland, in dessen Weinberge und Casinos wir fahren. Als ich danach, natürlich mit der Zustimmung von Alois Mock, diese wichtige Funktion übernahm, kam es mir sehr gelegen, dass ich zuvor Abgeordneter gewesen war, so konnte ich meine Arbeit glaubwürdig fortsetzen und meine zahlreichen Kontakte aus aller Welt, von der Schweiz bis zu den tschechischen Dissidentenkreisen zugunsten Sloweniens nutzen. Natürlich musste ich mich anpassen, man kann ja mit dem amerikanischen Botschafter schließlich nicht genauso reden wie mit Minister Mock.

Mit Alois Mock, der der Verselbstständigung unter allen österreichischen Politikern am meisten wohlgesonnen war? Haben Sie sich denn überhaupt gut verstanden?

Stimmt. In meiner neuen Funktion wurde unsere Freundschaft, die schon tiefe Wurzeln hatte und in meine Studentenzeit zurückführte, obwohl ich ihn in der Rolle der Opposition in parlamentarischen Diskussionen verhältnismäßig scharf angriff, nur noch intensiver. Aufgrund meiner Bekanntschaften entwickelten wir auch beim Vorsitzenden des

außenpolitischen Parlamentsausschusses Andreas Khol relativ schnell einen Dialog, hilfreich war auch meine Bekanntschaft zum hohen Politiker, dem damaligen Minister, Erhard Busek.

Wovon versuchten Sie sie zu überzeugen? Davon, dass etwas anderes als die Selbstständigkeit für Slowenien überhaupt nicht infrage kommt?

Genauso. Als Kärntner Slowene war ich auch persönlich davon überzeugt, da ich der Meinung war, dass dies auch für die Minderheit ein erleichternder Umstand wäre, weil sich mit dem Fall des kommunistischen Regimes das Verhältnis Österreichs zu uns verändern würde.

Wahrscheinlich waren auch in der Minderheit in Kärnten Personen, die dachten, dass sie unter dem großen Jugoslawien in besserer Obhut sind als unter dem kleinen Slowenien?

Natürlich und mir wurden große Vorwürfe gemacht, dass ich ein Teil des riesigen Komplotts gegen das ‚goldene Jugoslawien‘ bin. Einige dachten, dass es in Jugoslawien keine Gegensätze gibt, und führten als Beispiel das multikulturelle Sarajevo an, aber diese Menschen haben ihren Fuß natürlich nie weit vor ihre Tür gesetzt. In Wahrheit haben wir mehr darüber gelost, wie schön es in Jugoslawien ist, als es wirklich war. Den Österreichern, die mit ihren Bestrebungen versuchten, aus allem einen Eintopf, wie wir ihn jetzt in Wien erleben, zu kochen, gefiel das idealisierte Bild Jugoslawiens natürlich. Aus der Sicht der österreich-ungarischen Mentalität ist es verständlich, ohne die tschechischen und anderen Zuwanderer würde Wien eingehen. So mancher war auch in einer jugoslawischen Arbeitsbrigade, wo er sich verliebte und dann alles idealisierte. Diejenigen, die Jugoslawien erlebten, sahen viele Widersprüche, darunter auch die Tatsache, dass sich die Serben und Kroaten so manches aus der Vergangenheit nicht verziehen haben. Auch die Zusammenarbeit der Slowenen und Kroaten verlief nicht einfach und glatt ...

Auch diese Zusammenarbeit haben Sie aus nächster Nähe erlebt, nicht wahr? Stimmt. Die Slowenen glaubten, dass sie parallel mit den Kroaten ziehen können. Ich selbst habe an etlichen Gesprächen mit Präsident Tudman teilgenommen, nicht nur mit der slowenischen Delegation, sondern

auch mit dem Wiener Bürgermeister Zilk, einem sehr einflussreichen Mitglied der österreichischen Sozialdemokraten. Natürlich wurden wir als Österreicher anders in Zagreb empfangen als die Slowenen, sodass ich von den dortigen Verhältnissen ein wirklich plastisches Bild bekam. Als ich zum ersten Mal nach Zagreb kam, wurde mir Josip Manolić als Hauptgesprächspartner zugewiesen, damals ein Leiter der UDBA, späterer Regierungspräsident.

War nicht gerade Zilk, wie auch sein Parteikollege, Kanzler Vranitzky, entschlossen gegen die Verselbstständigung?

Nein, nicht der Wiener Bürgermeister Zilk. Er sagte, wir fahren hin und schauen, was sie zu sagen haben. In Zagreb besuchten wir auch den Kardinal Franjo Kuharić. Zilk war auch derjenige, der bei den Sozialdemokraten eine solche Einstellungsänderung erreichte, dass sie sagten, wir hören diese Menschen zumindest an.

Warum widersprach Kanzler Vranitzky der Verselbstständigung so stark?

Aus Angst vor einer eventuellen ‚blutigen Entwicklung‘ in der Sowjetunion. Soweit ich weiß, hat die Sozialistische Internationale den Beschluss gefasst, dass man Jugoslawien erhalten muss. Die Österreicher, die immer stark daran gebunden waren, respektierten das. Im Hintergrund war eine reale Angst vor einem Bürgerkrieg mit der Frage „Was passiert danach?“

Wie sind ihre Erfahrungen mit den Amerikanern, die der Verselbstständigung ebenso wenig wohlgesinnt waren?

Mit der amerikanischen Botschaft in Wien hatte ich regelmäßigen Kontakt, als Gesprächspartner wurde mir der Militärattaché Hofman zugeteilt, und so flossen der amerikanischen Regierung über ihn Informationen des offiziellen Vertreters Sloweniens zu und nicht nur jene aus Belgrad. Es ging darum, dass einflussreiche Personen, so gut es geht, authentische Informationen über das Geschehen bekamen und darüber, wie ernst die Absichten der Slowenen und Kroaten wirklich waren. Kroatien habe ich miteinbezogen, weil es einfacher ist, über zwei Länder zu sprechen als nur über eines. Einige bedeutende Österreicher waren

Slowenien sehr zugeneigt, darunter zum Beispiel Maria Schaumayer, damals Generalgouverneurin der Österreichischen Nationalbank, der Gouverneur der Slowenischen Nationalbank France Arhar hat von ihr viel über die Einführung einer selbständigen Währung gelernt. Kurzum, einerseits musste man offizielle Kontakte nutzen, andererseits private, auch über internationale Vertreter in Wien. Weil die Länder der Europäischen Union ihre Botschaften in Wien hatten, konnte ich auch die anderen Staaten benachrichtigen sowie die EU. Zwar bekamen die meisten ihre Informationen über die Ereignisse in Jugoslawien von ihren Botschaften in Belgrad, doch bekanntermaßen waren diese einseitig.

Ich erinnere mich an die Auftritte des amerikanischen Botschafters Warren Zimmermann in Jugoslawien und des amerikanischen Staatssekretärs James Baker, als sie uns deutlich zu verstehen gaben, dass die USA die slowenische Verselbstständigung nicht unterstützen. Und wie sind Ihre Erfahrungen mit den Amerikanern in Wien?

Als die serbischen Panzer nach Slowenien aufbrachen und in Kroatien nicht aufgehalten wurden, habe ich dies binnen einer Stunde meinem Kontakt mitgeteilt, dem Militärattaché der amerikanischen Botschaft in Wien, er leitete diese weiter nach Washington und bereits zwei Stunden später standen die Panzer still. Mein Argument war, dass es schlau wäre, zumindest zwei Millionen Menschen aus dem Balkankessel herauszuziehen. Und noch eines: Möchtet ihr, dass Flugzeuge das neutrale österreichische Gebiet überfliegen und dieses reagieren muss? Selbst ihr Amerikaner habt einen Flugzeugstützpunkt direkt an der Grenze im italienischen Aviano. Was werdet ihr tun, wenn es ein Flugzeug des jugoslawischen Militärs überfliegt? Werdet ihr mit verschränkten Armen dabei zusehen? Auch als die jugoslawischen Schiffe Slowenien entgegenfuhren und als in Ljubljana die Drohung abgefangen wurde, dass dessen Armee Slowenien kurz und klein schlagen wird, wenn die Slowenen nicht brav sein werden, bin ich damit zum Militärattaché gegangen. Mit der Ansicht, man müsse den Umfang des Konflikts und die Zahl der Menschen, die darin miteinbezogen sind, verringern und zumindest Slowenien ausschließen.

Auch Deutschland trug viel zur Verselbstständigung Sloweniens bei ...

Deutschland half auch Kroatien. Deutschland befürwortete die Verselbstständigung, umso größer war die Unterstützung aufgrund der guten Kontakte zwischen Peterle und den deutschen christlichen Demokraten, vor allem aber wegen der guten Informationen, die Minister Mock, auch in meiner Anwesenheit, dem Bundeskanzler, den anderen Ministern oder dem Leiter seines Kabinetts übermittelte.

War Österreich damals auch auf einen bewaffneten Konflikt vorbereitet?

Natürlich, es hat bewaffnete Kräfte an die Grenze mit Jugoslawien geschickt. Es war in voller Bereitschaft, bereit sowohl für Flüchtlinge als auch für eventuelle militärische Zwischenfälle. Sie wissen ja, es hätte jemand in der jugoslawischen Armee, JVA, auf den Gedanken kommen können, die Kärntner Slowenen wieder zu befreien. Aber ich möchte noch einmal betonen, bei allem war die persönliche Komponente sehr wichtig. Dass Lojze Peterle in Österreich und in der Schweiz die politischen Interessen Sloweniens ohne Aggressivität, präsentierte; die Tatsache, dass er keine Konfliktperson ist, war von großer Bedeutung. Und ich muss zugeben, dass auch Rupel die Dinge sehr intellektuell und überzeugend zu begründen wusste.

Und Milan Kučan, welche Kontakte hatte er mit den österreichischen Politikern?

Es war ein Zusammenschluss zwischen ihm und dem Sozialisten Heinz Fischer, dem späteren österreichischen Präsidenten, der damals Parlamentsvorsitzender war. Fischer war in der Sozialistischen Internationale sehr einflussreich und Kučan wusste, dass er ihm beim Beitritt seiner reformierten Kommunisten in die Internationale behilflich sein könnte. Diesen Gefallen hat ihm Fischer dann auch getan, jedoch bezog sich seine erste Frage, als ihn Kučan in der Rolle des Vorsitzenden der slowenischen Präsidentschaft besuchte, auf die deutsche Minderheit in Slowenien. Typisch für die österreichische Außenpolitik: Bei aller Sympathie für jemanden schocken die Österreicher zu Beginn gerne mit einer Kontrafrage. Natürlich war Kučan für einen Moment überrascht. Aber

wenn wir schon bei Kučan sind, muss ich sagen, dass mir die Uneinigkeit, diese unerbittliche Haltung im Links-Rechts-Konflikt, über alle Grenzen, große Sorgen macht.

Nun sind wir beim heutigen Slowenien angelangt. Entzweit also?

Warum kann hinsichtlich der Geschichte nicht jedes ‚Lager‘ für sich seine Schuld zugeben und dem Gegner nicht zugestehen, dass so mancher – auch wenn dies schrecklich falsch war – im besten Glauben gehandelt hat? Ungeachtet der kritischen Verhältnisse zur Vergangenheit, bedeutet das unabhängige Slowenien einen Neuanfang, eine neue Chance. Jedem soll angerechnet werden, was er für die Unabhängigkeit Sloweniens getan hat. Zu dieser Zeit war es nicht so deutlich, dass die höchsten Vertreter der alten Gesellschaft, die alte Elite, der Macht entsagen wird. Unklar war auch, ob sie fähig waren, dies in notwendiger Vollständigkeit zu tun, sich an einen Tisch zu setzen und zu überlegen, was wichtiger wäre, nämlich an der Macht zu bleiben oder seinen Anteil dazu beizutragen, dass das demokratische Slowenien aufblüht. Einmal hat mich ein slowenischer Reporter in einem Interview gefragt, ob ich glaube, dass es damals in Slowenien zum Bürgerkrieg hätte kommen können. Ich antwortete, dass uns in einem solchen Kontext die Geschichte lehrt, in Tschechien, zum Beispiel, hat in den Sechzigern nur ein Teil der Führenden die Sowjets zu Hilfe gerufen und schon marschierten die Russen ein. Wenn wer in Slowenien, es muss nicht gerade Herr Kučan sein, es könnte auch jemand in einer niedrigeren Position sein, einen Hilfeschrei absetzen würde, im Sinne von, bei uns wütet der Faschismus, der Nationalsozialismus und es besteht die Gefahr, dass ‚uns‘ die NATO besetzt – das hat man gewöhnlichen JVA-Soldaten eingetrichtert –, hätte sich alles anders entwickelt. Ob jemand in eine solche Versuchung geraten ist, weiß ich nicht, Tatsache aber ist, dass es niemand getan hat.

Die Erklärung, dass sich die slowenische Parteiführung dessen bewusst war, dass sie nur dann an der Macht bleiben kann, wenn sie mit dem Strom der Verselbstständigung schwimmt, ist Ihnen wahrscheinlich bekannt?

Hier geht es um die tiefere Frage, wie groß das Selbstverständnis des slowenischen Volkes ist. Bezüglich von DEMOS (Demokratische

Opposition Sloweniens) wusste man, dass es die Demokratie und ein Mehrparteiensystem befürwortete, doch niemand hatte ein Rezept, wie man aus einem Einparteiensystem und einem Einbahn-Staat einen pluralistischen Staat bildet, niemand, selbst die DEMOS-Anhänger nicht, obwohl Peterle in seiner Regierung auch Ex-Kommunisten hatte. Dabei ist den – ehemaligen – Kommunisten kein Lob auszusprechen, man muss ihnen jedoch anerkennen, dass sie sich zurückgehalten und niemanden zu Hilfe gerufen haben. Im Falle eines Sieges wäre wer etwa mit einer höheren Stellung belohnt worden, Kučan wahrscheinlich nicht, weil die slowenische Parteispitze schon aus Belgrad abmarschiert war. Tatsache ist, dass eine bestimmte Gruppe in der slowenischen Parteiführung sagte, wir gehen in die Demokratie und werden dort um Einfluss kämpfen. Ich weiß nicht, warum es den Slowenen so schwerfällt, ihrem Nachbarn, Bruder, Landsmann zuzugestehen: Auch du hast auf deine Weise dazu beigetragen.



Globasnitz
Globasnica

*Auf Besuch in einem Dorf
in Kärnten*

23. Juli 2016

Im Spätsommer, am 14. August, am Vorabend von Mariä Himmelfahrt, werden sich auf dem Hemmaberg über Globasnitz, wie jedes Jahr seit 2000, Musiker, Künstler und Literaten versammeln, um sich unter dem Motto *Trivium/Tri poti/Drei Wege* dem Publikum vorzustellen. Das Ereignis lockt zahlreiche Menschen auf den Berg, der sich mit wertvollen archäologische Funden, einer Wallfahrtskirche und einer Heilquelle brüstet. Das darunter liegende idyllische Dorf, von wo man sozusagen nur die Hand austrecken muss hin zur mächtigen Petzen, rühmt sich auch mit interessanten Bruchteilen aus der jüngeren Geschichte, verbunden mit der slowenischen Steiermark und sogar mit unserem Zeitungs- haus. Es wäre schade, diese in Vergessenheit geraten zu lassen.

Večers Bonči, der Erste und Einzige

Es muss im Jahr 1972 gewesen sein, zur Zeit des Ortstafelsturms, als unser Bonči in das Gasthaus Juenna, unten an der Straße, trat und ein Bier bestellte. Auf Deutsch. Der Einheimische, der hinter dem Tresen stand, befahl seiner Frau im schönen Slowenisch laut: ‚Bring dem Mann ein kleines Bier‘. Später erzählte mir Bonči, dass er in jenem Moment vor Scham am liebsten im Boden versunken wäre, weil er, obwohl er die slowenische Aufschrift für Gasthaus gelesen hatte, seine Bestellung auf Deutsch gemacht hatte. Was mit einer Verlegenheit begann, endete in einer Freundschaft. Und ich muss sagen, dass der Večer, die einzige Zeitung war, die sich in jener unruhigen Zeit ausführlich für uns Kärntner Slowenen „interessierte“.

So erzählt der Globasnitzer Janez Hudl, Jahrgang 1937, einst begeisterter slowenischer Genossenschafter und Kulturarbeiter, als wir bei ihm Zuhause sitzen, Estragon-Potize, das kulinarische Meisterwerk seiner Ehefrau, schmausen, und Erinnerungen wecken. Globasnitz, auf Slowenisch Globasnica, ist nicht nur ein Dorf, sondern auch eine Gemeinde mit über 1600 Einwohnern, und Janez Hudl, der Mitbegründer der

Globasnitzer Genossenschaft und Darlehenskasse, saß ganze 26 Jahre im Gemeinderat, er war sogar Vizebürgermeister. Wie es die treuen langjährigen Večer-Leser schon erraten haben, versteckt sich hinter dem Spitznamen Bonči, den Hudl erwähnt, der verstorbene Večer-Journalist Branko Senica. Zu erläutern wäre noch der Begriff Ortstafelsturm, womit die Geschehnisse im Zusammenhang mit dem Ortstafelstreit in Südkärnten im Herbst 1972 bezeichnet werden, als die deutschen Nationalsozialisten zweisprachige Ortstafeln, welche die österreichische Regierung zuvor, ordnungsgemäß, laut österreichischem Staatsvertrag aufgestellt hatte, massenweise entfernten und vernichteten.

„Es stimmt, nur Journalisten der Večer-Zeitung kamen zu uns und unterhielten sich mit uns“, nickt Albert Smrečnik, Jahrgang 1936, etwas später in seinem Globasnitzer Zuhause, das einst vielen slowenischen Kulturveranstaltungen ein Dach über dem Kopf bot. „Bonči hat mit seinem außerordentlichen Sinn für das Slowenentum nicht nur viel über uns geschrieben, sondern uns auch anders geholfen. Es ist ihm sogar gelungen, Kleider für unseren Chor und unsere Folkloregruppe zu besorgen, den Stoff bekamen wir von der Textilfirma MTT Maribor, die die Kleider für den Chor sogar nähte. Für die Folkloregruppe schneiderte sie eine Dame, die auch für die Folkloregruppe ‚France Marolt‘ aus Ljubljana nähte.“

Wegen der „Katholischen“ arbeitslos

„Bonči und Herr Roblek aus Gorenjska (Oberkrain), seine Tochter Janja ist jetzt Vorsitzende des Slowenischen Richtervereins, waren die einzigen aus Slowenien, die Kontakt mit den hier lebenden Slowenen suchten. Roblek organisierte Austauschprogramme für Kinder, so konnten unsere Kinder zu Familien nach Oberkrain und umgekehrt. Er war derjenige, der sagte, ihr werdet euch mit Bad Eisenkappel abwechseln, ein Jahr ihr, ein Jahr sie. Zuvor hatte Globasnitz keine Chance gegen Bad Eisenkappel gehabt, das mehr links orientiert war. Also für Jugoslawien ‚bewusster‘, wir aber waren rechts“, erinnert sich Smrečnik an die Zeiten, über welche die neuen Generationen so wenig wissen. „Beide, Roblek und Bonči, hatten Schwierigkeiten wegen uns, weil wir schon immer mehr auf der katholischen Seite waren. Roblek hat sogar seinen Arbeitsplatz im Krainer Unternehmen Sava verloren, als man erfuhr, dass er mit uns

kooperiert, und Bonči musste sich sogar vor der Partei rechtfertigen. „Wollt ihr, dass ich keinen Kontakt habe, gut, dann höre ich auf damit, aber ist es nicht besser, wenn wir Kontakt mit den Kärntner Slowenen haben?“, äußerte er sich vor den kommunistischen Chefs, wonach sie ihn in Ruhe ließen. „Angezeigt haben ihn unsere Linken, der Slowenische Kulturverband und der Zentralverband slowenischer Organisationen,“ setzt Hudl hinzu. Smrečnik aber: „Was wollt ihr, bei euch, über der Grenze, waren wir Rechten unerwünscht, gleichzeitig hat man hier genau beobachtet, mit wem man verkehrt und urplötzlich war man ein Kommunist, kein Mensch.“ Dann kommen wir auf die Kultur zurück, die aber unvermeidlich auch zugleich Politik ist. Hudl lässt stolz fallen, dass Globasnitz ein Pionier des grenzüberschreitenden Verbindens in der Zeit ist, „wie so mancher, weil wir größtenteils christlich erzogen waren, trauten wir uns nicht über die Grenze“. In jener Zeit kam eine Journalistin des Ljubljana-Fernsehens nach Globasnitz und machte ein Interview mit Hudl und seinem Schwager Alojz Gregorič, dem Besitzer des Gasthauses Juenna. Beide klagten über die bescheidene Unterstützung und den Widerspruch Jugoslawiens, wenn es um die Forderungen der slowenischen Minderheit ging. Hudl: „Auch Bonči sagte zu uns, als wir nach Wien zogen, um wegen des Verhältnisses des österreichischen Staats zur slowenischen Minderheit zu demonstrieren, dass wir nach Belgrad hätten gehen müssen, wo man dafür zuständig war. Formalrechtlich hatte er recht.“ Das Fernsehinterview mit den beiden Globasnitzen schnappte Tone Brglez auf, Kulturarbeiter und lokaler Politiker aus Cirkovce, und nahm sich das Gesagte zu Herzen. Er fragte bei den Funktionären aus dem slowenischen Pettau nach und erreichte, dass die Pettau-er die Globasnitzer zu sich einluden. So entwickelte sich eine enge Zusammenarbeit mit diesem Teil der Steiermark. Durch den Einfluss der reichen folkloristischen Erfahrungen der Bewohner von Cirkovce kam es zum Aufschwung der Globasnitzer Folklore, z.B. durch Gastauftritte in Serbien, die Teilnahme der Globasnitzer an den berühmten Večer-Ausflügen am 1. Mai und andere Aktionen unter Bončis Regie. Sogar die Zeitung Večer kam damals regelmäßig nach Globasnitz auf Hudls Tisch und er meint, er habe sie gern gelesen. Die Verbindung hielt bis zu Bončis Tod, als sich vom großen Večer-Mitarbeiter auf dem Friedhof in Pobrežje (Maribor) auch die Globasnitzer Sänger verabschiedeten.

„Pojdam v Rute“ (Ich geh‘ ins Bärental) und „Slovenec sem“ (Ich bin ein Slowene), das waren seine Lieder. Bei jedem Treffen wünschte er sich genau die beiden, besonders „den Slowenen“, erinnert sich Janez Petjak (mittlerweile verstorben, Anm. d. Red.), ein unermüdlicher Chorleiter mehrerer Chöre, Jahrgang 1930, der im gebürtigen St. Stefan in der Gemeinde Globasnitz noch immer den Männerchor Lesičjak und den gemischten Kirchenchor leitet und obendrein gelegentlich sogar den Seniorenchor. Petjak, der nach Vorbild des Vaters eine Maurer-Lehre abschloss, von seiner Mutter wiederum sein gutes Gehör und die Liebe zu den slowenischen Liedern geerbt hatte, verpasste trotz der harten Arbeit keine Möglichkeit zur gelegentlichen musikalischen Weiterbildung. Unter anderem in Ljubljana, bei Radovan Gobec, zwar Hudls Verwandter, da Hudls Mutter und Radovan Cousine und Cousin waren. Letztes Jahr, anlässlich seines 85. Geburtstags, nahm Petjak für seine langjährigen aufopfernden Verdienste um den Kulturbereich ein ganz besonderes Dankeschön entgegen, ein Buch über sich. „Er hat es mehr als verdient. Ohne echte Menschen wie Petjak, die unsere Triebkraft sind, wäre es schlecht bestellt um das Slowenentum,“ sagt einer der Mitglieder des Redaktionsausschusses, Hudls Sohn Branko, der stolz auf die zahlreichen Aufführungen der Kantate zu Petjaks Ehren ist. Ganze siebenmal, davon zweimal auch in Slowenien, wurde sie aufgeführt, sodass sie mehr als 2800 Menschen gehört haben, und sie sogar auf CD aufgenommen wurde. Er fügt noch hinzu, dass sich die Chöre noch irgendwie halten, das Theaterspiel dagegen, einst sehr verbreitet und wichtig, schwindet leider. Zum Thema junges Blut, das nur der Nachwuchs bringen kann, sagt er: „Nur mit seinem Vorbild kann man seinen Kindern den richtigen Weg zeigen, mit Zwang erreicht man nichts.“

Herrn Hudl Senior befragen wir noch über zwei Ereignisse der jüngeren Geschichte: den beschämenden Bombenanschlag der UDBA, den Luka Vidmar und seine Komplizin Marina Blaj, beide Mitarbeiter des slowenischen Staatssicherheitsdienstes im Jahr 1979 im Bezirksheimatmuseum im nahen Völkermarkt, verübten, und über die Verselbstständigung Sloweniens. Der Bombenanschlag habe den Kärntner Slowenen großen Schaden zugefügt, die Verkündung des selbstständigen Staates Slowenien erlebte er zusammen mit Smrečnik mit der slowenischen Fahne in der Hand im Zentrum Ljubljanas.

Plötzlich keine „Tschuschen“ mehr

Der Bürgermeister von Globasnitz Bernard Sadovnik ist trotz seiner reifen 52 Jahre zu jung, um sich an die Reaktionen auf den Bombenanschlag von Völkermarkt zu erinnern, sehr intensiv jedoch erlebte er die Verselbstständigung Sloweniens, mit dem er als Sekretär der Einheitsliste, der einzigen slowenischen Partei in Kärnten, stets guten Kontakt hatte. In der Grenzgemeinde Globasnitz war das österreichische Militär damals stark präsent. Als es auf der slowenischen Seite zu Schüssen kam, organisierten sich die Globasnitzer, sammelten Lebensmittel und transportierten sie zum Grenzübergang Lavamünd, um den jungen slowenischen Soldaten, die vom Hinterland abgeschnitten waren, weil die jugoslawische Armee bereits bis Dravograd (Unterdrauburg) vorgedrungen war, zumindest ein bisschen zu helfen. Dort erlebte Sadovnik einen Flugalarm. Im Dunkeln liegend, zogen sich die Sekunden ewig lang dahin, dann begleiteten die jungen Soldaten der Territorialverteidigung (damaliges slow. Staatsheer, Anm. d. Red.) die Landsleute von der österreichischen Seite mit Körperschutz sicher zurück auf die österreichische Seite. Alle Burschen seines Alters oder sogar jüngere machten einen großen Eindruck auf ihn. Deren Bereitschaft, ihren jungen Staat zu verteidigen und dafür ihr Leben aufs Spiel zu setzen, obwohl sie nur einige Meter weiter, auf österreichischer Seite, in Sicherheit gewesen wären, überzeugte ihn davon, dass sich die Slowenen einen eigenen Staat verdienen. Tatsächlich ist dieser heute weit entfernt von den damaligen Erwartungen einer zweiten Schweiz, aber was noch nicht ist, kann ja noch werden, lacht er, ein unverbesserlicher Optimist eben.

Und noch etwas ist ihm in guter Erinnerung geblieben – nicht nur die Slowenen in Kärnten, auch die deutschsprachigen Kärntner waren damals plötzlich solidarisch mit Slowenien. „Davor haben wir dergleichen nie erlebt, immer wurden wir als Tschuschen beschimpft, als Titos Partisanen, und man jagte uns über die Karawanken. Was soll's, die Hypothesen der Geschichte brauchen eben Zeit, vielleicht sogar solche Ereignisse, wie es dieser Krieg war, damit sich die Denkweise verändert.“

Vom Maurer-Lehrling zum Bürgermeister

Sadovnik ist neben Franz Josef Smrtnik, dem Bürgermeister von Bad Eisenkappel, einer von zwei slowenischen Bürgermeistern, der als Mitglied

der Enotna lista/Einheitsliste letztes Jahr bei den Wahlen gewonnen hat. Seine Karriere erinnert ein wenig an eine amerikanische und seine Geschichte könnte den Titel tragen: vom Maurer-Lehrling zum Bürgermeister. Väterlicherseits entstammt er der bekannten Familie Peršman aus Bad Eisenkappel, über die kurz vor Kriegsende, am 25. April 1945, die Nazis herfielen und elf Familienmitglieder ermordeten, darunter auch Kinder. Wer den Roman „Engel des Vergessens“ der Kärntner Slowenin Maja Haderlap gelesen hat, weiß, wovon ich spreche. Bernard, schon in Globasnitz geboren, wo sein Vater und seine Mutter ein kleines Haus gekauft hatten, wuchs in einer bescheidenen Arbeiterfamilie auf, und als der begabte Junge ins Slowenische Gymnasium gehen sollte, entschied seine Mutter: „Nein, weil wir zu Hause nichts haben, musst du arbeiten.“ So wurde er Maurer-Lehrling. Mit fünfzehn Jahren hatte er das Glück, dass er von Albert Smrečnik angesprochen wurde, der ihn in der Kirche hatte singen hören, und ihn einlud, sich dem slowenischen Chor anzuschließen. Alberts Sohn, damals Student, lud ihn zur Pfarrjugend ein, und Hudl – vielleicht auch aus strategischen Gründen, um die Sozialdemokraten zu ärgern, deren überzeugte Anhänger Bernards Vater und Mutter waren – sollte für die Einheitsliste kandidieren. So kam er in slowenische Organisationen, und wer weiß, wie sein Weg sonst verlaufen wäre.

Heute sprechen in Globasnitz rund 42 Prozent der Bevölkerung Slowenisch, Anfang der 1950er waren es fast 90 Prozent. Als der Bürgermeister die erste Klasse der Volksschule in Globasnitz besuchte, sprachen noch alle Kinder Slowenisch: „Ich selbst verstand kein Wort Deutsch, weil weder zu Hause in der Familie noch in der Gemeinde Deutsch gesprochen wurde, sondern größtenteils ein slowenischer Dialekt, wobei der Prozentsatz jener, die auch Slowenisch sprachen, sich jedoch nicht zur slowenischen Volksgruppe zählten, recht beträchtlich war. Heute ist es genau umgekehrt, wir haben Klassen, die zuhause größtenteils Deutsch sprechen und wo das Slowenische in der Minderzahl ist. So hat sich in einigen Jahrzehnten das Sprachbild verändert und hier sieht man den Schaden, der in den Siebzigern bzw. Achtzigern mit dem Dreiparteienpakt gegen die Minderheit, angerichtet wurde, als sich die slowenischsprachigen Menschen entschieden, Österreicher zu werden und fortan Deutsch zu sprechen – nicht weil sie das Slowenische hassten, sondern

aus wirtschaftlichen Gründen, um leichter zu leben. Ich spreche von der Arbeiterklasse, die keinen Schutz der Volksgruppe hatte, am Arbeitsplatz standen sie unter starkem Druck. So fiel eine ganze Generation aus.“

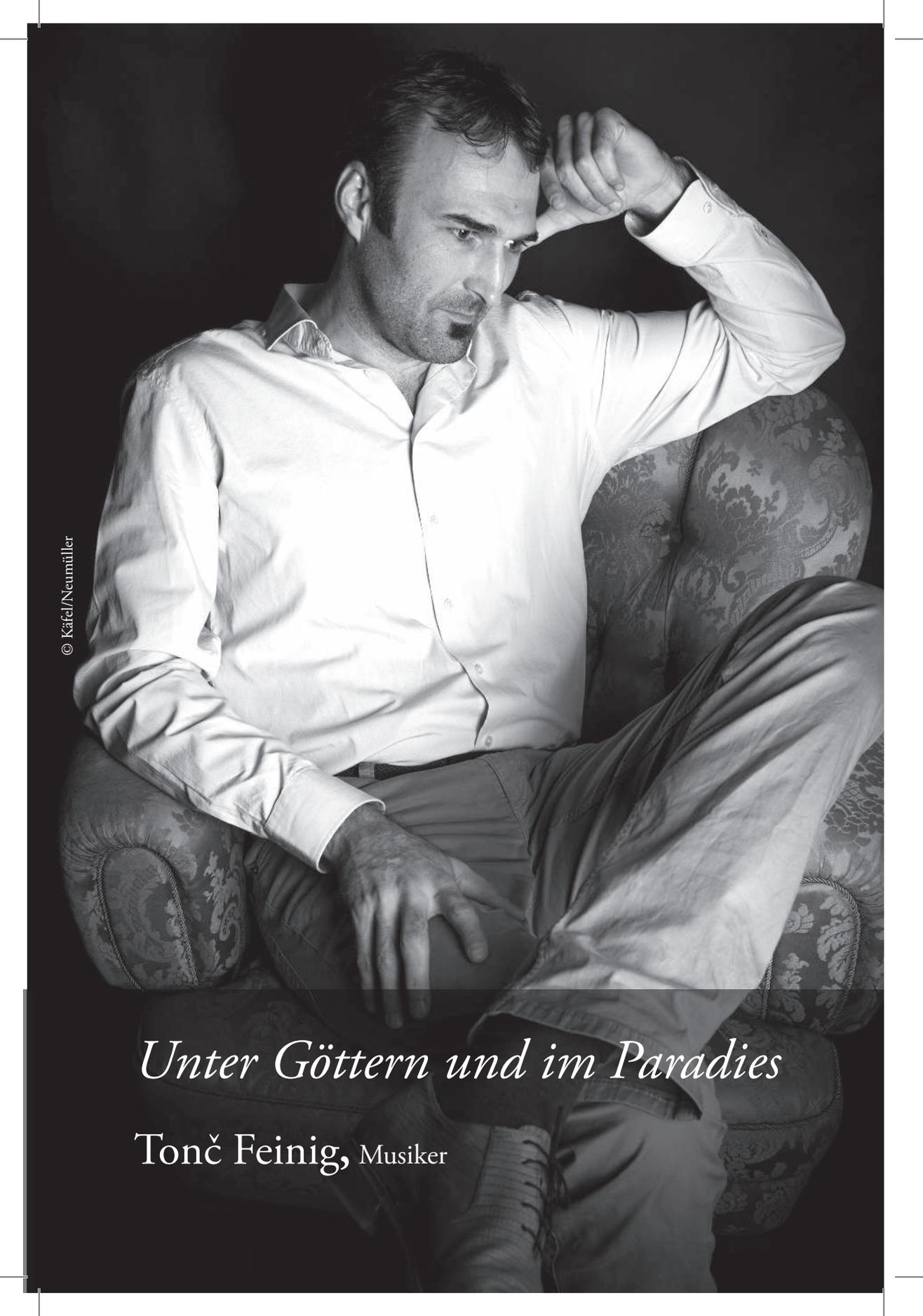
Aber auch in dieser Hinsicht ist Sadovnik nicht pessimistisch: „Lobenswert ist, dass sich die Eltern in unserer Gemeinde bewusst sind, dass Zweisprachigkeit von hohem Wert ist, so ist der Anteil der Kinder in der Volksschule, die zum zweisprachigen Unterricht angemeldet sind, sehr hoch, zwischen 80 und 90 Prozent. Globasnitz ist die einzige zweisprachige Gemeinde, die einen offiziellen – keinen privaten – zweisprachigen Kindergarten hat. Alle Kinder werden zum zweisprachigen Unterricht angemeldet und können nicht zwischen der einen oder der anderen Sprache wählen, was natürlich die Entscheidung der Eltern dahingehend beeinflusst, dass sie ihr Kind später zum zweisprachigen Unterricht in der Volksschule anmelden.“

Weil der ehemalige Hass auf die Slowenen aufgrund der veränderten eigentlich Lage verfliegen ist, war Sadovnik bei den letztjährigen Bürgermeisterwahlen umso unangenehmer überrascht, als sein Gegenkandidat, der ehemalige Bürgermeister, kein Liberaler, sondern ein Sozialdemokrat, seine erneute Kandidatur damit begründete, so die Wahl eines slowenischen Bürgermeisters verhindern zu wollen. Aber es folgte eine angenehme Überraschung, die nach Sadovniks Überzeugung denjenigen den Wind aus den Segeln nimmt, die in Kärnten jammern, ach, was hilft uns eine gute Stimmung als Investition in einen Dialog: Die Solidarität der Menschen ihm gegenüber hat sich nach dem Angriff verstärkt und ihm den Sieg gebracht. „Das bedeutet, dass die Mehrheit der Aufgeschlossenheit und nicht den alten politischen Phrasen einer nationalen Hetzkampagne folgte, und das deshalb, weil wir die ganze Zeit das Bewusstsein gestärkt haben, dass wir ein selbstverständlicher Teil der Kärntner Gesellschaft sind und der Zusammenarbeit Vorrang geben und nicht der Aufspaltung, dem Konflikt. Dass ich und Smrtnik zu Bürgermeistern gewählt wurden, obwohl wir Slowenen sind, ich obendrein noch Amtsträger der Volksgruppe (Sadovnik ist obendrein Vorsitzender der Gemeinschaft der Kärntner Sloweninnen und Slowenen, einer von drei, und das der jüngsten, Volksgruppen-Organisation in Kärnten, Anm. d. A.), zeigt, dass das Vertrauen hergestellt ist und dass es keinen Grund gibt, pessimistisch zu sein.“

Mit einem Jahresticket gegen die Abwanderung

Zum verstärkten Vertrauen trägt auch die grenzüberschreitende Zusammenarbeit bei. Darum ist Sadovnik, stolz auf die lebhaftige Kultur­ tätigkeit in der Gemeinde und ihre ehemaligen Kontakte mit Maribor (Marburg) und Ptuj (Pettau), umso trauriger darüber, dass die grenzüberschreitenden Kontakte der kleinen Amateurrvereine wegen Geldmangels in Slowenien sozusagen vollkommen verschwunden sind. Dies macht eine wichtige Verbindung zwischen den Menschen unmöglich, ohne die auch noch so gute zwischenstaatliche Beziehungen bedeutungslos sind. Deshalb bräuchte man Sadovniks Meinung nach in Slowenien einen Fonds für slowenische Vereine, die gemeinsame Projekte mit slowenischen Vereinen im benachbarten Grenzgebiet durchführen möchten. Wie alle Kärntner Gemeinden, bedrückt auch Globasnitz dasselbe Problem, die Abwanderung der jüngeren Generation. Sie begibt sich zum Studieren nach Wien oder Graz und kehrt nicht mehr zurück. Die Großstädte locken die Jungen mit Ermäßigungen für Wohnung/Miete oder öffentliche Verkehrsmittel, dafür, dass sie dort, wo sie studieren, ihren festen Wohnsitz anmelden. Deshalb hat man sich in Globasnitz entschieden, einen „Gegenangriff“ zu starten: Studenten wird das Jahresticket für den Transport mit öffentlichen Verkehrsmitteln zur Hälfte ermäßigt – dieses kostet in Wien 300 Euro –, wenn sie ihren Hauptwohnsitz in Globasnitz behalten. „Denn, wenn sie sich dazu entscheiden, ihren Hauptwohnsitz zuhause zu behalten, besteht die Möglichkeit, dass sie vielleicht heimkehren, obwohl es stimmt, dass wir leider nicht besonders viele Arbeitsplätze zu bieten haben,“ ist Sadovnik pragmatisch, dem es nicht egal ist, dass Slowenien seine Grenzregion Koroška vernachlässigt. „Dort, wo der Staat keine Entwicklung möchte, sich nicht um die Verkehrsinfrastruktur kümmert, und solange es in Koroška keine geregelten Straßen gibt, wird es keinen wirtschaftlichen Fortschritt geben. Euer Koroška ist für uns eine Art Grenzland. Für mich sind beide Koroškas ein gemeinsamer Raum, der sich jetzt über den Geopark Karawanken nicht nur organisatorisch, sondern auch inhaltlich wirtschaftlich verbindet. Das ist unser gemeinsames Haus und wir könnten es viel besser nutzen. Wenn man den durchschnittlichen Kärntner fragt, ob er sich bewusst ist, dass in der Nachbargemeinde, nur einen Sprung über die Petzen, Tina Mazes (ehemalige Spitzenskifahrerin) Heimatort ist, stellt man fest,

dass es die meisten nicht sind. Das bedeutet, dass wir unsere menschlichen Quellen nicht zu nutzen wissen. Die Petzen mit ihrer Unterwelt, den Wandermöglichkeiten und ihrem Skigebiet ist genauso ein Trumpf, den man besser zu einem gemeinsamen Raum verbinden könnte. Auch in unserer Gemeinde sehe ich touristisches Potenzial, besonders wegen des Hemmabergs, einem archäologischen, historischen, energetischen Juwel, dessen wir uns vielleicht zu wenig bewusst sind. Das Verbinden, gemeinsame Konzepte können neue Arbeitsplätze schaffen, das ist die Aufgabe der Bürgermeister. Bürgermeister, die nicht so denken und für die alles bei der Gemeindegrenze endet, überleben langfristig nicht.“ Seine Erzählung schließt der Bürgermeister mit dem Motto, dass man dringend auch nach Slowenien importieren sollte: „Sehr wichtig ist, dass man sich als Amtsperson bewusst ist, dass man nicht wegen sich und des Eigennutzes in einer Funktion ist, sondern um etwas Gutes für seine Mitmenschen und die Gemeinschaft zu tun. Dieses Gute muss immer in die Zukunft gerichtet sein.“



© Käfel/Neumüller

Unter Göttern und im Paradies

Tonč Feinig, Musiker

9. November 2016

Lieber Tonč,
sei begrüßt in diesem Kärntner Herbst, der in deinem Suetschah, in Kärnten, besonders schön ist, obwohl ich nicht weiß, ob du bei deinem prall gefüllten Terminkalender als Pianist und Komponist recht viel Zeit hast, diese Schönheit zu genießen. Es ist schwer, dir zu folgen: Klagenfurt, Ljubljana, Wien, Paris, Den Haag, dazwischen abgelegene Kärntner Orte, die die meisten Sloweninnen und Slowenen überhaupt nicht kennen. Hand aufs Herz, auch Bad Eisenkappel, wo ich dich heuer im Februar das erste Mal live spielen hörte, ist nicht gerade der Mittelpunkt der Welt, deshalb war ich umso mehr von der Qualität verblüfft, die mir am Vorabend des slowenischen Feiertags die dortige Bühne bot. Ich gebe zu: Wahrscheinlich habe ich mich vor meinen Familienmitgliedern ordentlich mit meinem Staunen, wer zum Teufel dieser Virtuose ist, der die Sängerin Nina Strnad in diesem abgelegenen Ort auf den schwarz-weißen Tasten begleitet, blamiert und kassierte obendrein eine erhobene Augenbraue des Gastgebers: „Unseren Tonč müssten Sie aber schon kennen, sogar euer Kreslin hat ihn sich ein bisschen angeeignet.“ Sag, wie kam es dazu, dass du zu Kreslins Begleitband, den Kleinen

Göttern, gekommen bist? Weil du viel mit slowenischen Musikern zusammenarbeitest, sind dir unsere Verhältnisse wahrscheinlich bekannt. Klar interessiert mich deine Ansicht zur aktuellen Musikquote und den Beschwerden der Radiosender, dass ihnen aufgrund der obligatorischen Wiedergabe slowenischer Musik die Einschaltquote gefallen ist, aber ich möchte nicht aufdringlich sein. Wenn du willst, können wir zur Kärntner Jazz-Szene übergehen, die sich sehr gut entwickelt hat. Wie erklärst du dir das? Ich begann mit deinem Suetschah, einem zauberhaften Dorf, wo neben der bekannten Familie Inzko noch weitere Landsleute wohnen, die dem Slowenentum und der Kultur verschrieben haben. Du selbst hast Kärnten als Jüngling verlassen. Haben dich die Dorfverhältnisse beengt und bist du darum nach dem abgeschlossenen Konservatorium in Klagenfurt in das nicht gerade nahegelegene Den Haag zum Studieren gegangen? Wie Erinnerst du dich an diese Zeit und was hat sie dir gegeben? Und heute, wo du wieder Kärntner Slowene bist? Wann bist du zurückgekommen? Dass es schön und schwer ist, Slowene zu sein, hat einst schon der Dichter Ciril Zlobec bemerkt. Gilt das auch für deine Kärntner? Wie denkst du überhaupt über deine eigene Identität und die Frage der Zweisprachigkeit? Und über die Kärntner Politik und das (momentan noch) präsidentenlose Österreich? Natürlich kannst du mir einen Korb geben, im dem Sinne, dass dich, einen eingeschworenen Musiker, Politik null interessiert, fragen kostet ja nichts. Hinter dir liegt ein fruchtbares Jahr, in dem du die Musik für das geistreiche Theaterstück *Božji nasmeh* (Das Lächeln Gottes) des Landsmanns Zdravko Haderlap geschrieben hast, ein Stück für die neue „Marien-“Orgel im Klagenfurter Dom und ein Saxofon-Quartett, vor allem aber hast du ein neues selbstständiges Album herausgegeben, das du mit „Tonč Feinig Trio 2“ betitelt hast. Dazu gesellt haben sich dein treuer Bassist Robert Jukič aus Slowenien, der Trommler Klemens Marktl und als besonderer Gast der Saxofonist Michael Erian, der schon vor 15 Jahren bei deinem ersten Album mit dem Titel „We‘ll See“ mitwirkte. Ja, wir werden sehen. Und wie möchtest du dein Kärnten und seine Leute in 15 Jahren erleben? Entschuldige, dass ich andauernd von der Musik abweiche, obwohl du mich damit jedes Mal aufs Neue begeisterst. Für uns Slowenen gilt, dass uns Lob schwer von der Zunge geht, es fällt mir aber nicht schwer

zu gestehen, dass es mir deine Jazz-Versionen des Liedes „Rož, Podjuna, Zila“ (Rosental, Jauntal, Gaital) und andere Hymnen der Kärntner Slowenen, die nun auf dem neuen Album über deine Rückkehr zu den Wurzeln sprechen, sehr angetan haben. Kürzlich hast du dein Album auch in Slowenien präsentiert. Erfolgreich? Oder gilt die Behauptung von Vlado Kreslin, dass man heutzutage ein Album leichter herausbringt, aber schwieriger verkauft? Du planst auch ein neues Projekt, in dem du dich als Sänger vorstellen wirst. Ich habe deinen Auftritt als Sänger diesen Sommer in Klagenfurt verpasst, du hast mich aber als Instrumentalist mit deinem Trio im Klagenfurter Klub Raj sehr überzeugt. Nicht nur du, alle, auch die spontanen Impro-Auftritte der jungen Musiker aus aller Welt, der Studenten des Klagenfurter Konservatoriums, nach dem „offiziellen“ Konzertteil, waren herrlich. Etwas Ähnliches habe ich vor vielen Jahren in Greenwich Village in New York erlebt, es ist nur schwer zu fassen: draußen verlassene Klagenfurter Straßen, drinnen im Raj, eine pulsierende Manhattan-Atmosphäre. Einfach himmlisch! Ich kann eine Wiederholung kaum erwarten.

Darka Zvonar Predan

Jetzt schweigen sie zumindest

Liebe Darka,

es geschah vor vier Jahren, im Sommer 2012, als mich Vlado Kreslin anrief und fragte, ob es mich interessieren würde, bei den Mali bogovi (Kleine Götter) Keyboard und Hammondorgel zu spielen. Natürlich war ich überrascht und erfreut, es war aber auch eine Herausforderung für mich, weil ich größtenteils mit eigenen Besetzungen spiele, wo ich der Chef bin, bei Vlado habe ich mich sozusagen in die Band integriert. Schön ist es auch deshalb, weil meine Mutter aus Vodice bei Ljubljana stammte, und ich so mit Slowenien in Kontakt bin, ich lerne Orte kennen, die ich sonst nicht kennenlernen würde, also so wie eines von Kreslins Liedern besagt „Von Goričko nach Piran“ (Z Goričkega v Piran)! Musikquoten? Ich bin Mitglied des Kärntner Kulturrats, sodass ich in

diesen Dingen besser über den Stand auf der österreichischen Seite Bescheid weiß, natürlich diskutiere ich viel mit slowenischen Musikern darüber. Ich sehe die Sache so: Wichtig ist, dass sich die Gesellschaft darüber bewusst ist, wie wertvoll die Musikszene ist, hier sind gerade die Medien diejenigen, die entscheidende Impulse geben oder auch nicht. Und die Musiker müssen sich natürlich selbst auf die Beine stellen. In Österreich hat sich in den letzten 30 Jahren, seit ich Musiker bin, vieles enorm verändert und die Verrechnungen bzw. die Finanzen der AKM werden sehr gut dokumentiert und sind offen, übersichtlich.

Auf die Entwicklung der Musikszene in Kärnten wirkten, glaube ich, zwei Faktoren: das Konservatorium, das schon in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts eine Abteilung für Jazz auf die Beine stellte, und die Tatsache (weil viele Kärntner Slowenen in dieser Szene tätig sind), dass sich die Künstler auf diesem zweisprachigen Territorium schon immer beweisen mussten, besonders die Kärntner Slowenen. Obendrein gehört meine Generation zur ersten, die nach dem Studium in die Heimat zurückgekehrt ist. Die meisten landeten auf dem Konservatorium, wo sie nun unterrichten, ich aber gehöre zu den wenigen in Österreich, die es geschafft haben, als selbstständige Musiker zu arbeiten. Vor Jahrzehnten war Graz der Hotspot für Jazzmusiker aus Ex-Jugoslawien, nun ist auch Klagenfurt sehr beliebt, da es über eine erstklassige Jazz-Abteilung verfügt.

Dich interessiert meine Kindheit in Suetschah. Ja, das ist ein zweischneidiges Schwert. Einerseits hatte ich als fünftes Kind viele Freiheiten, mich in Suetschah herumzutreiben, andererseits aber wuchs ich in einer Familie auf, in der alle ein Instrument spielten, im Chor sangen, in Theatergruppen spielten. Meine Schwester Tatjana war mehr als 20 Jahre Leiterin des Slowenischen Kulturvereins Kočna (wo meine Mutter unzählige Jahre Sekretärin war), mein Vater war 50 Jahre Organist und Leiter des Männer-, Gemischten und Kirchenchors, mein Bruder unterrichtet Klavier und Orgel, ich dagegen wählte einen Weg, der mich zur Improvisation, zum Jazz und zur modernen Musik führte. Das kulturelle Schaffen hat unsere gesamte Familie mit auf den Lebensweg bekommen. Als ich aufwuchs, war es nicht einfach, Kärntner Slowene zu sein. Man kam ins Wirtshaus und schon merkte jemand an, dass du ein Jugo bist,

dass du kein Slowenisch sprechen darfst u. Ä. Das hat sich in den letzten Jahren wirklich geändert, obwohl immer noch viele so denken, jetzt aber zumindest schweigen. Sowas dauert eben.

Chorgesang, Feiern im Saal des Dorfgasthauses usw., all das war Teil meiner Jugend. Erst als ich in Den Haag studierte, wurde mir bewusst, wie viel Mühe, wie viel Arbeit meine Eltern in diesen Verein bzw. die Kultur investiert haben. Das ich in meinen Heimatort zurückgekehrt bin, ist ganz normal, obwohl ich viel in der Welt herumreise, ist in Sutschah mein Stützpunkt.

Und da sind wir schon bei der nächsten Frage – ein Slowene sein. Ich bin, was ich bin. Schon als Kind war mir nicht klar, warum jemand, der wo anders geboren ist, mehr oder weniger wert ist als ich. Eigentlich genügt die goldene Regel: Was du nicht willst, dass man dir tu‘, das füg auch keinem andern zu! Das hat nicht nur Jesus gesagt, und er war auch nicht der Erste; die einfachste Regel, an die wir uns so schwer halten!

Auch der Patriotismus scheint mir verdächtig, wie soll ich stolz auf etwas sein, das einfach da ist? Auf die Berge, das Meer ...? Klar, ich freue mich, hier zu leben, dass ich so viele schöne Dinge sehe, dass ich kreativ sein kann und Musik mache, die mir am Herzen liegt!

Natürlich mache ich mir Sorgen über nationalsozialistische Bestrebungen, nicht nur in Österreich! Ich denke, dass es uns allen, als Gesellschaft, zu gut geht. Es fehlt uns an Solidarität. Es klingt brutal, aber das gesamte kapitalistische System hat irgendwie „mit einberechnet“, dass alles wieder zerstört wird, sei es durch Krieg oder Krisen, damit sich die Menschen wieder über eine warme Suppe und ein Bett freuen.

Was Kärnten betrifft, bin ich optimistisch. Obwohl sich die Räder nur langsam drehen, entwickeln sich die Dinge in die richtige Richtung. Ich hoffe, dass wir bei den nächsten Wahlen keinen Schritt zurück tun, dass die Freiheitlichen nicht zu stark sein werden. Denn die Menschen vergessen schnell, wer sich lustig über sie gemacht hat und wer sie bestohlen hat. Wir werden sehen.

Ein fruchtbares Jahr, meinst du also, ja, es stimmt. Ich war den ganzen März in Paris und es scheint mir wie fünf Jahre her. Dort habe ich gelebt wie ein Student, nach dem Frühstück habe ich Gesang und Klavier geübt, danach für mein neues Album, die Orgeln und das Saxofon-Quartett

getextet, zwischendurch besuchte ich Konzerte – Ethno, Jazz, und auch die Kathedrale Notre-Dame. Die totale Inspiration, wenn man sich dem künstlerischen Schaffen hingibt und die schwere des Alltags von den Schultern blättert.

Danach ging es gleich weiter: Das Aufnehmen des neuen Albums, zahlreiche Auftritte und als ich nach etlichen Arbeitswochen endlich meine neue CD in den Händen hielt, war der absolute Höhepunkt die Premiere auf dem Festival Carinthischer Sommer. Ein ausverkauftes Konzert, 450 Zuhörer im Saal, und das bei Jazzmusik, alles eigene Musik, darauf bin ich wirklich ein bisschen stolz!

Stimmt, es sind 15 Jahre vergangen seit dem Erscheinen meines ersten Albums und heuer habe ich einige meiner Phasen abgeschlossen. Ganze 30 Jahre schon, von meinen ersten Schritten einmal abgesehen, wandere ich als Musiker durch die Welt, vor 15 Jahren gab ich mein erstes Album „We‘ll See“ heraus und ungefähr zu jener Zeit begann ich mit den Arbeiten am alten Bauernhaus, die ich letztes Jahr abgeschlossen habe. Danke für das Kompliment zu meiner Musik. Für das Album „Tonč Feinig Trio 2“ habe ich vier Volksmelodien bzw. volkstümliche Lieder gewählt und sie ein bisschen nach eigenem Geschmack umgeformt, aber das habe ich schon immer getan, auch auf meiner ersten CD „We‘ll See“ finden sich Volkslieder. Was das Produzieren und den Verkauf von CDs betrifft, ist es in Österreich viel besser. Hier muss ich mich selbst loben bzw. gilt ein großes Lob meinen Fans, die meine CDs kaufen, wodurch es sich für mich lohnt; in Slowenien kennen mich nicht so viele, oder der Kauf von CDs ist geringer. Mein neues Album habe ich bislang nur bei verschiedenen Radiosendern präsentiert, gerade verhandle ich über eine kleine Tournee, die für den Frühling 2017 geplant ist.

Ich habe ein neues Kapitel geöffnet, das Singen. Obwohl ich Jazzgesang studiert habe, war ich stimmlich damals noch nicht bereit und traute mich auch nicht vors Publikum. Jetzt ist es endlich so weit und im Winter beginne ich, ein Album aufzunehmen, auf dem ich mich auch als Sänger vorstellen werde. Mit diesem Programm trete ich regelmäßig im Klub raj und KE (Klagenfurter Ensemble, Theaterhalle 11) auf. Den Namen des Klubs, raj, schreibe ich absichtlich klein, weil es sein Besitzer Raimund so wünscht, er spricht eben kein Slowenisch und weiß

nicht, dass es Paradies bedeutet und komisch wirkt, wenn man raj raj schreibt. Im raj habe ich sechs Jahre die Monday Music Session geleitet, was ich nun einem anderen überlassen habe, ich selbst fokussiere mich nun auf den Gesang, also bin ich nun einmal im Monat im raj, Feinig on Mondays. Auf bald, also!
Tonč Feinig



© Gorthardt

*Der Landeshauptmann kam
besser davon als der Papst*

Josef Kopeinig, Priester,
Rektor des Katholischen Bildungsheims in Tainach

30. November 2016

Lieber Jože,
ich sehe dich schon abwinken, im Sinne von „Lassen wir das jetzt!“, aber trotzdem möchte ich dir erst einmal zu deiner frisch erworbenen hohen Auszeichnung, dem großen goldenen Ehrenzeichen des Landes Kärnten, herzlich gratulieren, das dir dieser Tage der Landeshauptmann Peter Kaiser überreicht hat. Und dies auf einer feierlichen Veranstaltung, wo neben Deutsch auch Slowenisch in Wort und Gesang zu hören war. Übertreibe ich, wenn ich behaupte, dass dies vor Kurzem noch unmöglich schien? Weil ich weiß, dass du Humor hast, lass mich noch ein bisschen scherzen, dass der den Slowenen wohlgesinnte Landeshauptmann eigentlich besser davongekommen ist als der Papst, der dich vor Jahren, auf Anregung des Bischofs, beabsichtigte zum Monsignore zu ernennen, du aber jene Auszeichnung entschlossen verweigert hast. Warum? Um ein freier Christ zu bleiben, vom Lob erlöst, oder Gott bewahre, gar vom Hochmut?

Was stimmt, das stimmt: Wahrscheinlich gibt es keinen Kärntner, der nicht weiß, wie ergeben deine Arbeit für die Gemeinschaft ist, und der den Worten Kaisers nicht zustimmt, dass du, wie alle anderen Ausgezeichneten, die Visitenkarte des Kärntner Landes bist. Und nicht nur in Kärnten, in ganz Österreich und auch in Slowenien kennt man dich, der Tainacher Josef als Seele des slowenischen Geistes- und Kulturlebens. Deine Visitenkarte ist zweifellos das berühmte katholische Bildungshaus in Tainach, das sich dank dir von einem schlichten seelsorgerischen Zentrum, wo sich slowenische Priester, verbunden im Verein Sodalitas, versammelten, zu einer modernen und scharfsinnigen Einrichtung

entwickelt hat. Nicht wenige erinnern sich, wie sich in den Zeiten des Jugokommunismus politische Migranten und Dissidenten bei dir trafen und wie wichtig die Rolle Tainachs in der Zeit der demokratischen Veränderungen war. Sicher hast du die eine oder andere Anekdote aus jenen Jahren noch in Erinnerung?

In vier Jahrzehnten deiner Leitung hast du das Haus in Tainach für alle Landsleute und Nachbarn geöffnet, es in ein allslowenisches sowie internationales Bildungszentrum verändert, in einen Ort des Dialogs zwischen Nationen, Kulturen, Religionen. Neben Priestern und slowenischen Gläubigen aus Kärnten stehen die Türen auch für slowenische Künstler von beidseits der Grenze und aus der Diaspora weit geöffnet. Wie ist dir all das gelungen? Zählst du überhaupt, wie viele Veranstaltungen in einem Jahr bei euch stattfinden, und welche liegen dir besonders am Herzen? Ich bezweifle nicht, dass du stolz bist auf deine Kapelle, die sich mit dem wunderschönen Mosaik des Prešeren-Preisträgers, des Jesuiten Marko Rupnik, rühmt, und natürlich auf deine kulturelle und künstlerische Ader. Mich interessiert, von wem du, als in einer ärmlichen Familie geborenes Kind, das sein eigenes Bett erst als Zögling des bekannten Marianums in Tanzenberg bekam, diese Ader geerbt hast? Und woher stammt deine außerordentliche Gesprächigkeit, mit der du über all die Jahrzehnte hinweg erbarmungslos die Stereotypen über die verschlossenen, introvertierten Kärntner brichst?

Ganz bestimmt habe ich noch nie einen Menschen getroffen, schon gar keinen Priester, mit dem ich bereits beim ersten oder zweiten Treffen mit solcher Leichtigkeit aufs Du umgestiegen wäre. Und das trotz meiner riesigen Wertschätzung dir und deiner Arbeit gegenüber, deren Hauptbestandteil auch das langjährige Präsidieren im Hermagoras-Verein und dein außerordentliches Gespür für das Missionarswerk sind. Weißt du überhaupt, wie vielen Missionaren auf der ganzen Welt, auch oder vor allem in den allerärmsten Erdteilen, du, ein großer Missionar in der Heimat, wie man dich gerne nennt, so oder anders geholfen hast? In der Adventszeit, der Zeit der Vorfreude und Ruhe, wartet Österreich auf einen neuen Präsidenten. Der morgige zweite Adventssonntag sollte zwischen den Kandidaten der Freiheitlichen und der Grünen entscheiden, die Meinungsumfragen sagen ein noch knapperes Ergebnis voraus als jenes, das wir bereits im Frühling erlebten. Ist auch dir,

wie so manchem Kärntner Slowenen, bange zumute beim Gedanken daran, dass sich dieses Mal der Zeiger auf der Wahl-Waage anders neigen könnte als beim ersten Mal, also auf die Seite der Freiheitlichen? Wahrscheinlich ist dir der Herzschlag deines Kärntens wohl bekannt. Und Slowenien, wo es angeblich kein Fleckchen gibt, das du nicht kennst? Irgendwo habe ich von deinem Wunsch gelesen, dass es offener und entspannter wäre, weniger entzweit, und du überlegst, ob ihm vielleicht ein Gandhi oder der verstorbene Kärntner Inzko fehlen. Und dass auch die Kirche viel dazu beitragen könnte. Würdest du das nach wie vor unterschreiben? Und auch das, worüber wir Slowenen uns zu wenig bewusst sind, dass wir nämlich ein Teil der großen slawischen Familie sind, und dass bis jetzt der einzige slawische Papst, Johannes Paul II., sagte, dass Europa mit beiden Lungenflügeln atmen muss? Wie auch immer, ich wünsche dir, dass du aus voller Lunge atmest, Gesundheit und, so gut es geht, auch Frieden.
Darka Zvonar Predan

Es genügt nicht, wenn wir die Politiker nur kritisieren

Liebe Darka,
danke für die Möglichkeit eines solch direkten Gesprächs und für all die schönen Worte, mit denen du mir schon von Beginn an schmeichelst.
Ich bin mir bewusst, dass niemand so gut ist, wie es seine äußerlich sichtbaren Taten sind, jedoch auch nicht so schlecht, wie es seine bemerkbaren Mängel sind. Letztendlich aber ist jeder Mensch dankbar und spürt eine Genugtuung, wenn seine Arbeit gesehen wird und auch in der Gesellschaft widerhallt, in deren Mitte und für die er arbeitet. Der Leitgedanke sei, dass es um den Menschen und sein Wohl geht und dass wir als Menschen mit wirklicher Solidarität und Eifer für andere Menschen – ob nah oder fern – leben, für jene, die unsere unmittelbare Aufmerksamkeit und selbstlose, aber wirksame Hilfe zur Selbsthilfe benötigen.
Bezüglich der Auszeichnung möchte ich klar sagen, dass ich diese

lediglich im Namen aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Sodalitas, dem Haus s in Tainach, und im Namen aller treuen Wohltäter bei unserer Missionsarbeit entgegen genommen habe, mit der wir in allen bisherigen Jahrzehnten den slowenischen Missionaren in aller Welt geholfen haben. Mit dem nun schon zweiten Dokumentarfilm über Pedro Opeka möchten wir mindestens fünfhundert Familienhäuser für die armen, auf Müllbergen hausenden Menschen in Akamasoa auf Madagaskar bauen. Pedro Opeka ist eine außerordentliche und überzeugende Persönlichkeit, die ihr ganzes Leben und all ihre Kraft für andere Menschen geopfert hat, ähnlich wie andere Missionare und Missionarinnen. Darüber könnte ich ununterbrochen sprechen und schreiben, weil gerade das Missionswerk der Hauptkern meines Priesterlebens ist.

Neben der besonderen Aktion für die slowenischen Missionare haben wir bislang schon fast viertausend Studenten der Theologie und sozialpädagogischen Wissenschaften in aller Welt unterstützt. Bei der Missionsarbeit erleben wir in der Freigebigkeit unserer Kärntner slowenischen Landsleute größere oder kleinere Wunder. Das slowenische Volk ist in seinem Kern gutmütig, wenn es darum geht, anderen zu helfen! Was den Monsignore-Titel betrifft: Es stimmt, dass ich kirchliche Dienstgrade, die mein ganzes Leben an mir haften bleiben würden, grundsätzlich nicht annehmen möchte und bislang auch nicht angenommen habe. Aber nicht aus überheblicher Demut, sondern aus schlichter Dankbarkeit, dass ich überhaupt Priester sein darf, denn allein das ist für mich das größte und gleichzeitig ein unverdientes Geschenk, das mir der gute Gott geschenkt hat.

Der Wahrheit zuliebe, muss ich klar anfügen, dass ich kein Vertreter der slowenischen Landsleute in Kärnten bin, sondern lediglich einer von vielen, die im Pastoral-, Bildungs- und Kulturbereich arbeiten und in verschiedenen Einrichtungen und Organisationen tätig sind. Gerne gebe ich zu, dass ich mit dem Herzen an Slowenien hänge, da ich in Sele und Črneče (Tscherbach) und anderswo entfernte Verwandte habe, vor allem aber hege ich treue Freundschaften mit einigen Pfarrern und anderen Bekannten in Slowenien. Auch im Tainacher Haus freue ich mich sehr auf slowenische Vortragende, Roma-Gruppen, Besuche von Schülern und anderen Institutionen,

weil ich erlebe, dass das Tainacher Haus immer mehr zum gesamtslowenischen Haus der Begegnungen und Dialoge wird.

Dies gilt auch für die Zeit des Jugokommunismus, wo wir mit dem Hermagoras Verein und auch in Tainach tatsächlich treue und freundschaftliche Kontakte zu Auslandsslowenen auf allen Kontinenten hegten.

Auch zur Zeit der Verselbstständigung konnten wir mit dem Verschicken und Vermitteln verschiedener Informationen in alle Welt und mit der Aufnahme zeitweiliger Flüchtlinge zumindest ein klein wenig dazu beitragen, dass neue Silberstreife an den slowenischen Horizonten aufschienen.

Du erwähnst meine Ader für Kunst und Kultur. Ich bin weder Sänger noch Musiker, obwohl ich beim Gottesdienst gerne singe. Ich hoffe, dass ich mit meinem begeisterten, aber etwas queren Gesang niemanden aus der Kirche verscheucht habe. Bildende Kunst nimmt aber wirklich einen besonderen Platz in meinem Staunen über die Schönheit und bei meinem Gehör für die Geheimnisse des Menschen ein, die sich gerade in Bildern offenbaren. Ich liebe moderne Kunst verschiedener Genres, weil ich ihre mächtigen Herausforderungen für tiefe und berechtigte Fragen über den Menschen erlebe, wer der Mensch in Wirklichkeit und in seiner Tiefe ist.

Hier möchte ich zwei Gedanken anführen: Der erste ist für mich Gold wert, es handelt sich um Worte des slowenischen Dichters Janez Menart:

Stumm steh' ich vor dem Spiegel,
und starre in den Fremden vor mir.
Als ob ich dieses Gesicht zum ersten Mal sehe,
frage ich: Bist du wirklich ich?
Nachdenklich starren mich die Augen an
und fragen: Bin ich wirklich du?
Und nüchtern antwortet mein Ich:
Ich bin nicht du und du bist nicht ich;
ich bin nur ich, das meint zu sein;
und du bist ich nur für die Anderen;
aber das wahre Ich bleibt Tag für Tag
ein Rätsel mir und allen Menschen.

Den zweiten Gedanken hinterließ uns der Denker und Bischof, der heilige Augustinus:

„Die Sehnsucht Gottes ist der lebendige Mensch!“

Zwischen den beiden Polen über den Menschen befindet sich mehr oder weniger jeder, wenn er sich fragt:

Wer bin ich,

wer bin ich für dich

und wer bist Du für mich?

Sehr gern verfolge und unterstütze ich junge Künstler und veranstalte jeden Monat Ausstellungen in unserem Haus, von denen wir in den vergangenen dreißig Jahren schon mehr als vierhundert hatten. Meistens stellen Künstler und Künstlerinnen aus Slowenien aus, darunter auch der slowenische Maler Andrej Jemec. Für so manchen Künstler war die Galerie in Tainach ein Sprungbrett für das Durchsetzen in bekannteren und internationalen Galerien.

Bezüglich der Wahlen des neuen Staatspräsidenten ist die österreichische Gesellschaft sehr verwirrt, wovon die erneuten Wahlen zeugen. Ich verwerfe jede Art von Extremismus, sowohl den rechtsorientierten als auch den linksorientierten. Politik sollte dem Menschen einträchtig und nach demokratischer Anpassung unterschiedlicher wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und ideologischer Ansichten dienen und auch größere Verantwortung für die kommenden Generationen aufbringen. Es ist aber verhängnisvoll zu wenig, wenn wir die Politiker nur kritisieren. Jeder sollte sich vor Ort und nach eigener Überzeugung aktiver mit der demokratischen Gestaltung der Gesellschaft befassen. Das gilt für uns in Österreich, wahrscheinlich auch für Slowenien.

Ich liebe Slowenien – nicht nur wegen der wunderschönen Natur, sondern auch wegen der zahlreichen freundlichen Menschen. Darum besuche ich es gern, aber ich wünschte, dass es endlich dazu fähig wäre, der Wahrheit ins Auge zu sehen und mit dem Bekenntnis der tragischen Ereignisse, die während und nach dem Krieg vorgefallen sind, sein Gewissen zu reinigen – insbesondere die Schuldigen. Gleichzeitig sollten aber auch die Opfer endlich, nach langen siebzig Jahren, von ungerechten Urteilen freigesprochen werden.

Ich wünsche mir, dass Slowenien endlich mit doppelter Lunge atmet –

versöhnt mit der Vergangenheit und dem Vertrauen in Gottes Hilfe für den morgigen Tag.

Nur in der Aussöhnung und Eintracht wird Slowenien ein hellerer Horizont unter den europäischen Völkern leuchten.

Jože Kopeinig

*Schicksalhafte Begegnung
mit Mutter Teresa*

Josef Marketz, Direktor der Kärntner Caritas
in Klagenfurt, seit Februar 2020 Bischof der Diözese Gurk

12. April 2017

Die rhetorische Frage, ob in Kärnten nur die Deutschen oder auch die Slowenen, oder sogar die Zugezogenen aus allen Ecken der Welt, darunter auch Flüchtlinge, den Anspruch auf Heimatrecht haben, stellte sich vor Kurzem in der slowenischen Kirchenzeitung der Diözese Gurk Nedelja Josef Marketz, Direktor der Kärntner Caritas, die letztes Jahr in Klagenfurt mit einem interessanten Integrationsprojekt, dem Gasthaus Magdas, überraschte. Hier kochen und servieren neben den Einheimischen auch Flüchtlinge ihre lokalen Speisen. Dieser Kärntner Slowene, der langjährige Leiter der slowenischen Abteilung im Seelsorgeamt in Klagenfurt und danach Bischofsvikar für Seelsorge, Mission und Evangelisierung, also für die Vermittlung von Worten der Liebe an seine Mitmenschen zuständig, tauschte vor zweieinhalb Jahren das Wort gegen die Tat und übernahm die Leitung der Caritas. Seine Entscheidung bereut er nicht, ebenso wenig, dass er in seiner Jugend zurück auf seinen Priesterweg gefunden hat, den er schon verlassen wollte. Wahrscheinlich hätte er das tatsächlich, wenn er in seiner Hippiezeit auf seiner Indienreise nicht Mutter Teresa getroffen hätte. Auch darauf kamen wir in unserem Interview vor Ostern zu sprechen.

Wie bereitet sich die Caritas auf den größten christlichen Feiertag vor? Gibt es in den Tagen vor Ostern mehr Arbeit, mehr Menschen, die sich an Sie wenden?

Mehr Menschen, auch solche mit psychischen Schwierigkeiten, suchen unsere Hilfe in den Wintermonaten. Dunkelheit, Kälte und Einsamkeit verursachen im Winter schlimmere Probleme als zur Frühlingszeit, wenn alles zum Leben erwacht. Wir, die bei der Caritas arbeiten, gönnen uns einmal pro Woche während der Dienstzeit eine halbe Stunde

zum Nachdenken, Meditieren, für ein gemeinsames Gebet, womit wir versuchen, unsere Motivation für die Osterzeit noch bewusster einzusetzen. Wenn man mit Menschen arbeitet, die Hilfe benötigen, muss man dafür innerlich stark sein. „Caritas“ bedeutet Liebe, die wir als das Respektieren jedes einzelnen Menschen verstehen, was nicht selbstverständlich ist. Genau diejenigen, die am meisten Hilfe benötigen, werden von ihrer Umgebung nicht mehr respektiert. Das ist das Mindeste, was wir von unseren Mitarbeitern erwarten, selbst wenn wir den Menschen, was leider auch vorkommt, nicht immer helfen können. Sie zu respektieren, bedeutet, dass wir ihnen zumindest zuhören, sie wie Menschen behandeln und uns anständig mit ihnen unterhalten. Das muss man stets bedenken und wir versuchen, die Kraft dafür aus dem Glauben zu schöpfen.

Und Agnostiker oder sogar Atheisten, gibt es auch solche unter Ihren Mitarbeitern?

Die Caritas gehört selbstverständlich zur Kirche, einige unter uns sind gläubiger als die anderen. Eigentlich fragen wir nicht danach, natürlich helfen wir jedem. Hauptsächlich sind unsere Mitarbeiter Katholiken, wir haben aber auch einige Muslime und Personen, die aus der Kirche ausgetreten sind. Weil ich früher ein Seelsorgeamt geleitet habe, wo wir das Glaubensleben organisiert haben, kann ich zum Vergleich anführen, dass die Menschen gerade hier in ihrer freien religiösen Zugehörigkeit offener sind und spüren, dass man Kraft für ein solches Leben braucht.

Also ist jeder willkommen, der bei euch arbeiten möchte?

Jeder, der jedermann respektiert. Das ist die erste Bedingung und ob die Menschen fähig sind zu respektieren, was man in längeren Gesprächen auch schnell feststellt. Wir erklären jedem, dass wir eine kirchliche Institution sind und dass es richtig ist, wenn man sich umso mehr für die Wohltaten der Kirche interessiert, und natürlich, dass man sich darin zurechtfindet. Wenn jemand eine sehr verantwortungsvolle Arbeit übernimmt, muss er ein Kirchenmitglied sein. Es gibt auch solche, die mit der Zeit erneut aktive Kirchenmitglieder geworden sind, weil sie gespürt haben, dass auch im Kirchengeschehen, das von außen betrachtet manchmal den Anschein vermittelt, als ob es gegen die Menschen

handelt, weil es so viele Dinge verbietet, eine große Kraft besteht, die aus dem Verhältnis zu Gott hervorgeht und das wir Liebe nennen. Aus dieser Liebe schöpfen wir, sodass unsere Glaubensfrage sehr schlicht ist, was mir gefällt.

Bereits vor Ihnen war in dieser verantwortungsvollen Position ein Landsmann, ein Kärntner Slowene. Würden Sie das als Besonderheit oder als normal bezeichnen?

Einerseits ist es ganz normal, andererseits denke ich darüber nach, warum der Bischof gerade mich darum gebeten hat, diese Arbeit zu übernehmen. Mit Sicherheit hat er mich durch meine vorigen Verpflichtungen, die ich in der Diözese verrichtet habe, als jemanden erkannt, der sich für die Menschen interessiert, für soziale und politische Angelegenheiten ...

Politische?

Natürlich, man muss auch die politischen Angelegenheiten aufmerksam verfolgen. Warum? Wegen der Frage, wo die Gerechtigkeit für jene ist, die sich selbst nicht verteidigen können. Die Tatsache, dass ich zu der Persönlichkeit herangewachsen bin, die jetzt vor Ihnen steht, hat sicher damit zu tun, dass ich Slowene bin. Als Slowene hat man, wenn man aktiv war, und ich war aktiv, stets zu spüren bekommen, dass man am Rande der Gesellschaft steht. Nicht so in der Familie und im Dorf, weil dort, als ich heranwuchs, noch alles slowenisch war ...

In Bad Eisenkappel?

Nein, im noch kleineren St. Philippen. In Bad Eisenkappel bin ich nur geboren, meine Mutter ging nur dorthin, um mich zur Welt zu bringen, weil es dort eine Hebamme gab, die bei den Geburten half. Dann besuchte ich das Priesterseminar bzw. das Gymnasium Tanzenberg, zu der Zeit waren die Slowenen noch nicht so aktiv. Als ich Priester, Kaplan und danach Pfarrer wurde, war die Slowenenfrage sehr wichtig. Zweimal verrichtete ich mein Amt in Orten, in denen die Gemeindeglieder, ohne mich zu kennen, schon im Voraus Unterschriften gegen mein Kommen sammelten ...

Weil Sie Slowene sind?

Natürlich. Aber ich habe mich zurechtgefunden und überlebt. Ich will

sagen, dass wir Slowenen um alles kämpfen mussten, was für andere, Deutschsprechende, selbstverständlich war. Andererseits wirkt sich all das auf die Entwicklung deiner Persönlichkeit aus und stärkt dich. Viele junge Menschen klagen darüber, dass sie keinen Gegenwind haben, dass sie gegen nichts ankämpfen müssen.

Denken Sie also, dass das richtige Slowenentum, genauer der Kampf, um am Rande bestehen zu bleiben, Ihr Gefühl für die Solidarität zu den Abgeschobenen, Hilfsbedürftigen stärkte?

Mit Sicherheit. Als Slowene war ich besonders feinfühlig für die Solidarität, ich interessierte mich für andere Länder und so bin ich im zweiten Studienlehrgang nach Indien aufgebrochen. Dort begegnete ich Mutter Teresa, die mir half, zur Kirche zurückzukehren. Davor war ich nämlich schon aus dem Priesterseminar ausgetreten, weil ich vorhatte, meinen Priesterweg zu verlassen. Die Begegnung mit Mutter Teresa aber führte mich zurück.

Mit was hatten Sie vor sich anstatt dessen zu beschäftigen?

In Österreich kann man als Laie auch eine Beschäftigung bekommen, man kann zum Beispiel in einer Schule unterrichten, es ist nicht so kompliziert wie bei euch in Slowenien. Insgeheim wünschte ich mir, Diplomat zu werden, aber ich glaubte, dass ich nicht gut genug für diesen Beruf war, der unter anderem das fließende Sprechen von mindestens vier Fremdsprachen verlangt. Tja, später lernte ich sieben.

aben Sie es je bereut, dass Sie Mutter Teresa zurück auf den Priesterweg gebracht hat?

Niemals.

Ach ja, wie genau war das alles mit Mutter Teresa? Welchen Eindruck hat sie als Persönlichkeit auf Sie gemacht?

Einen sehr starken. Später habe ich so manches über sie gelesen, vielem hätte ich zustimmen können, wenn ich glauben würde, dass alles Geschriebene wahr ist, aber die Entschlossenheit konnte man ihr nicht versagen. Zu den jungen Theologen, die, wie ich sah, einer nach dem anderen an den Bettlern vorbeigingen, sagte sie: „Wer an diesen

hilfebedürftigen Menschen vorbeigeht, ohne mindestens einem zu helfen, der kann kein Priester werden.“

Und Sie?

Ich bin durch Indien gereist, jede Woche war ich woanders, es war zur Hippiezeit, die auch ich lebte, und ich verbrachte die Zeit mehr oder weniger auf der Straße, mit wenig Geld. Es war interessant, in Indien lernte ich eine andere Art von Kirche kennen als die mir bekannte, eine Kirche, die sich für die Menschen interessiert und tatsächlich mit ihnen lebt, das gefiel mir. Dann begegnete ich Mutter Teresa und bei einer unserer gemeinsamen Fahrten fragte sie mich, was ich tue. Ich erzählte ihr von meiner Reise und davon, was mir an der Kirche in Indien so gefällt, wobei sie schwieg, am Schluss aber hinzufügte: „Warum bist du dann nicht irgendwo geblieben, um zu helfen?!“ Das hat mich mächtig erschüttert und ich wurde nachdenklich. Zuhause kehrte ich zwar ins Priesterseminar zurück, stellte dem Bischof aber die Bedingung, dass ich in ein hilfsbedürftiges Land reisen möchte, um einige Zeit dort zu verbringen und zu helfen. Ein Jahr später ging ich nach Südamerika, nach Ecuador, und blieb dort ein Jahr ...

Diese Erfahrung hat Sie sicher besonders geprägt?

Zweifelsfrei. Als Slowene war ich besonders feinfühlig für die Not und Probleme der am Boden zerstörten Menschen, ich wollte kein Quasi-helfer sein, der immer über den anderen steht. So wie in Kärnten noch immer der eine oder andere Deutsche denkt, dass er etwas Besseres ist, weil er eine Sprache weniger spricht, kann es auch mit der Rolle eines Helfers den Hilfsbedürftigen gegenüber sein: Entweder schaut man auf die Hilfsbedürftigen von oben herab, also herablassend, oder man weiß wirklich, wie sich jemand fühlt, der am Boden ist. Als Priester in Ecuador habe ich tatsächlich mit den Einheimischen gefühlt, was es bedeutet, wirklich wenig zu besitzen und für die Grundrechte zu kämpfen, die bei uns selbstverständlich sind. Das ist etwas, was ich nun in meiner Funktion meinen Mitarbeitern ans Herz lege: Man muss den hilfessuchenden Menschen in die Augen sehen. Wenn ich mich auf ihre Ebene hinablasse, sieht so manches, was einem sonst schlau und selbstverständlich scheint, vollkommen anders aus.

Nach Ihrer Rückkehr wartete eine Priesterkarriere auf Sie?

Ich war drei Jahre Kaplan in Ferlach, wo es die Messebesucher sehr ärgerte, dass ich während der Messe oftmals auch slowenisch sprach. Einmal haben sie mir sogar die Autoreifen aufgeschlitzt und auch der Pfarrer war gegen mich gerichtet. In St. Jakob im Rosental war ich zuerst Kaplan, danach wurde ich Pfarrer. Freud und Leid teilte ich mit den Menschen, doch nach einigen Jahren wünschte ich mir eine Veränderung, neugierig wie ich bin. Ich bat den Bischof, weiter studieren zu dürfen. Er wollte mich nach Rom schicken, aber das war nichts für mich. Während meines Theologiestudiums war ich ein Jahr in Salzburg und ein Jahr in Ljubljana, mich interessierte das Zusammenleben der Slowenen und der Deutschen, was ich mir auch als Thema für mein Doktorat aussuchte. So habe ich viele Historiker kennengelernt, auch in Ljubljana, promoviert habe ich aber in Wien. Später leitete ich fast 20 Jahre die slowenische Abteilung im Kärntner Seelsorgeamt und war die gesamte Zeit über auch Chefredakteur bzw. Herausgeber der wöchentlichen Kirchenzeitung Nedelja der Diözese Gurk. So hatte ich viel Kontakt zu Slowenien bzw. mit der Kirche in Slowenien.

Darf ich also erfahren, wie Sie über die Beziehungen auf dieser und auf der anderen Seite der Karawanken, also zwischen den Slowenen hier und in Slowenien denken bzw. wie sich diese verändert haben?

Als ich zu Zeiten Jugoslawiens in Ljubljana studierte, hatte ich den Eindruck, dass wir als Slowenen etwas gelten. Damals war ich politisch noch nicht so aufgeklärt, darum weiß ich nicht, ob dies einen Hintergrund hatte, jedoch hatte ich das Gefühl, dass die Menschen einem wirklich helfen wollten. Später hatte Slowenien viele Schwierigkeiten mit sich selbst durch die Verselbständigung und die eigene Identitätsfindung, eigentlich sucht es diese noch immer. Aber ich habe mir immer gewünscht, dass unsere Leute in Kärnten, besonders danach, als die Grenze gefallen war bzw. nicht mehr so hoch war, ihren Bruder in Slowenien erkennen würden. Das versuchte ich vor allem im Kirchenbereich zu erreichen, aber wir sind wirklich sehr verschieden. Auch dem Inhalt nach, wie wir unsere Religion leben, wie wir sie verkünden und in den Schulen und Pfarren lehren. Nicht nur damals, als Slowenien abgeschottet war, auch jetzt gibt es noch große Unterschiede zwischen uns.

Können Sie das genauer erklären?

Als ich studierte und auch später, habe ich gesehen, dass diejenigen, die in Slowenien glauben, sehr stark glauben, weil sie daran auch arbeiten. Eure Christen waren aus unserer Sicht sehr konservativ, so haben wir sie etikettiert, aber sie wussten, wovon sie sprachen. Bei uns in Österreich aber war alles liberaler, der Inhalt war nicht so wichtig wie die Form, die Messe bei uns war vollkommen anders als bei euch, wichtiger war hier der Dialog mit den Menschen und da war auch mehr erlaubt, bei euch seid ihr noch immer sehr streng. Es ist wirklich sehr interessant, wir haben eine gemeinsame Sprache und Kultur, aber die Glaubenskultur hat sich vollkommen anders entwickelt. Während meiner Zeit in Ecuador habe ich ein Jahr bei den argentinischen Slowenen verbracht, dort war all das, was ich in Slowenien bemerkt habe, all die Konservativität und Strenge, noch stärker.

Wie haben Sie das wahrgenommen?

Damals hatte ich Schwierigkeiten, diese Strenge zu verstehen und zu akzeptieren, später aber habe ich festgestellt, dass man sie schätzen muss, weil anscheinend nur dieser Weg möglich war und kein anderer. Jetzt, wo ich bei der Caritas bin, interessiert mich, wie solche Unterschiede zustande kommen, doch ich bin mir bewusst, dass man sie respektieren muss. Im Dialog kommt man sich sowieso näher. Wir hiesigen Kärntner haben gedacht, zumindest in der Kirche, dass wir den Slowenen und Slowenien etwas zeigen können, dass wir ihnen zu dem verhelfen werden, was sie selbst, aufgrund des Kommunismus, nicht erreichen konnten. Heute weiß ich, dass das ein großer Schwachsinn war, weil man nicht nur auf der religiösen Ebene, sondern auch auf der politischen Ebene spürte, dass sie zwar freundlich waren, aber nichts annahmen. Auch unseren Rat suchten sie nicht.

Im Sinne von „Ihr wollt klug daherreden“?

So in etwa. Das haben wir ja wirklich getan, und wenn ich zurückblicke, war es äußerst dumm von uns.

In der Diözese Gurk waren Sie lange für die Seelsorge in Südkärnten zuständig. Wie sieht es in der Kirche mit der Teilung in einen slowenischen und deutschen Teil aus?

Dieser Dienst, der für Priester und Laien verantwortlich ist, für Pfarren und Pfarrräte, ist so eingeteilt, dass für alle Pfarren, wo auch slowenisch gesprochen wird, das slowenische Seelsorgeamt zuständig ist, dessen Leiter ich war. Dieses ist auch der Herausgeber der slowenischen Wochenzeitung Nedelja, kurzum, alle Tätigkeiten, welche die Deutschen im größeren Umfang verrichten, haben auch wir Slowenen, nur in kleinerem Umfang. Wir sind Teil der Diözese, aber so, dass wir im deutschen Seelsorgeamt einen Partner haben, der keineswegs unser Vorgesetzter ist, so habe ich das die ganze Zeit betrachtet. Nach 20 Jahren hat sich das Blatt so gewendet, dass ich zum Direktor des deutschen Seelsorgeamts ernannt wurde und einen Slowenen als Partner hatte.

Vor zweieinhalb Jahren kamen Sie zur Caritas und schon hat Sie die Flüchtlingsfrage getroffen. Wie denken Sie darüber?

Diese Frage betrachten etliche viel zu schwarz-weiß, was nicht gut ist. Die Flüchtlinge, die letztes und vorletztes Jahr zu uns kamen, waren nicht arm, im Gegenteil, und für den Weg mussten sie recht viel bezahlen. Die Tatsache, dass sie nicht aus Armut kommen, merkt man ihnen natürlich an, weil sie sich nur schwer mit der neuen Situation bei uns und bei euch abfinden, wo sie nun wirklich arm und gänzlich auf fremde Hilfe angewiesen sind. Weil sie aus besseren Verhältnissen stammen, als jene, in denen sie sich jetzt befinden, ist es für sie nun nicht einfach, was man auf Schritt und Tritt merkt. Sie wollten unbedingt in Länder, wo es ihnen besser geht, deshalb wollte auch niemand nach Slowenien, anscheinend kannten sie es nicht, sonst wüssten sie, dass man auch bei euch schön leben kann. Nicht einmal Österreich – wo wir jetzt 70 oder 80.000 neue Flüchtlinge haben, was im Vergleich zu den paar hundert Flüchtlingen in Slowenien ein riesiger Unterschied ist – war ihre Wahl, alle wollten nach Deutschland oder Schweden. Es zeigte sich, dass der europäische Mensch gut ist, alle haben ihnen geholfen. Mit der Zeit aber haben die Behörden der Länder, bei euch früher als bei uns, eingesehen, dass es nicht gut sein wird, wenn sie in solchen Massen kommen, es kam zu Spannungen. Diese sind in den Ländern immer noch

vorhanden, die Politiker versuchen sich davor zu schützen, diejenigen aber, die in dieser Zeit Liebe zum Nächsten hegten, verstehen das nicht. Natürlich muss man einen Mittelweg finden. Ich denke, dass auch die österreichischen Politiker zu streng zu den Flüchtlingen sind. Über die Länder, die einst kommunistisch waren, auch Slowenien, das, obwohl es mitteleuropäisch ist, dazugehört, traue ich mich jedoch nicht zu urteilen. Diese Länder haben zu diesem Phänomen – über die Flüchtlingsfrage spreche ich nicht gern als Problem – ein anderes Verhältnis ...

Strenger, brutaler?

Aus unserer Sicht schon, aber ich möchte nicht urteilen, man wird schon wissen, warum man das tut. Fünfzig Jahre und mehr einer Geschichte verändern und prägen dich, man hat eine andere Perspektive, Bilder, Ängste. Jedenfalls zerbricht Europa ein wenig, die EU ist in schlechtem Zustand, das Flüchtlingsphänomen ist zu schlimm für sie, die europäischen Länder bzw. deren Staatsführer können sich nicht darüber einigen, deshalb werden die Opfer zu noch größeren Opfern. Auch in Österreich gibt es immer mehr Menschen, die um ihr Eigentum fürchten, immer mehr Menschen sind auch bei uns arbeitslos und jetzt kommen noch die Ausländer ... Inmitten dieses Lochs sind Organisationen wie die Caritas tätig. Sicher tut es mir leid und ich finde es traurig, dass wir einerseits schon wirklich viel vollbracht haben, andererseits jedoch verlieren wir an Sympathie der Menschen und das bekommen wir über deren Gaben zu spüren.

Wie bekommen Sie zu spüren, dass das Kirchenoberhaupt jetzt ein Papst ist, der sehr sozial eingestellt ist, oder soll ich sehr karitativ sagen?

Für uns ist das sehr gut. Es war nicht immer so. Die Kirche befasste sich gewöhnlich mit allem anderen, der jetzige Papst lenkt unseren Blick auf den Menschen. Auch die Priester sind uns jetzt wohlgesinnter und in den Pfarren ist auch das Interesse für die Caritas größer. Wir wissen, dass der Einfluss der Kirche nachlässt und das ihr viele immerzu unterstellt haben, dass sie nicht glaubwürdig ist, der jetzige Papst aber ist glaubwürdig, womit er alle Christen, auch Priester, herausfordert. Heutzutage ist es nicht leicht Mensch zu sein, es mangelt an Solidarität und diejenigen, die nicht genug gebildet sind und kein Geld haben, bleiben

wirklich allein. Ich persönlich denke, dass der Glaube und das Evangelium wichtig sind, ich selbst lese jeden Tag die Heilige Schrift und schöpfe daraus. Der Mensch von heute braucht eine solche Quelle, er sucht überall danach, in der Esoterik und anderswo, aber diesen Quellen entspringt nichts, während unsere christliche Quelle zwar schon mit Sand verstopft ist, aber trotzdem noch Wasser hervorbringt, wenn man sie säubert. Genau das macht der jetzige Papst, mit ihm wurde die Quelle zu einem gewissen Grad gesäubert, entsandet. Bei den Messen samstags und sonntags versehe ich immer noch meine Priesterarbeit und ich sehe, wie gut es unseren Leuten tut.

Zur Güte und Liebe eines Menschen, wie Sie es gerne betonen, kann man niemanden zwingen. Trotzdem hat auch die Kirche so manches Mal Zwang ausgeübt.

Dass dies unmöglich ist, sehen wir bei den Muslimen, bei denen, zumindest im Vergleich zu unserer Kultur, wirklich vieles erzwungen wird. Natürlich hat auch unsere Kirche all das getan und damit den Gläubigen großes Unrecht angetan. In diesen Tagen habe ich die Mutter eines bekannten Kärntner Slowenen begraben, jemanden, der im Bildungswesen und Kulturbereich tätig ist. Im Zweiten Weltkrieg kam sie als Zwangsarbeiterin aus der Ukraine, mit 16 Jahren musste sie auf dem Bauernhof eines Kärntner Bauern arbeiten, während die Kärntner Bauern in der Ukraine und in Russland kämpften. Sie wurde über 90 Jahre alt, ihre Kinder sind selbstverständlich vollkommen integrierte Kärntner Slowenen, sie selbst aber hat zu jener Zeit als Ukrainerin in Kärnten dieselben Dinge erlebt, wie sie die Flüchtlinge von heute erleben. Nicht alle waren gut zu ihr und heute wiederholen wir dieselben Sünden, obwohl uns Beispiele wie diese zeigen, wie erfolgreich und für das Umfeld bereichernd eine Integration sein kann.

Wie denken Sie über das Verhältnis zwischen den Deutsch- und Slowenischsprachigen Kärntnern im Licht der Anspannungen, die aufgrund der Landesverfassung entstanden sind?

Die Zahl der Slowenen in Kärnten fällt, jedoch wäre es viel zu einfach zu behaupten, dass die Deutschen die Schuld dafür tragen. Heutzutage gibt es nicht mehr den Druck, des Volksbewusstseins beraubt zu werden, es

stimmt aber, dass man schnell vom deutschen Umfeld aufgesaugt wird. Wenn man das nicht möchte, muss man bewusst dagegen ankämpfen, aber nicht jeder hat den Charakter dazu. Einst, als man in engeren Kreisen verkehrte, musste nicht jeder für sich entscheiden, heute ist es anders. Die Atmosphäre hat sich verändert, es wird einem nicht mehr vorgeworfen, wenn man slowenisch spricht. In der Geschäftswelt und im Alltag gibt es keine Probleme, die Politiker schaffen sie natürlich, das liegt in ihrer Natur, es brennt aber nicht so, wie man hört. Ich bin überzeugt, dass ich in Kärnten, auch wenn ich noch lange leben werde, immer auch eine slowenische Gesellschaft finden werde. Vielleicht verbinden wir uns sogar etwas mehr mit Slowenien, was gut wäre, denn ich denke, dass wir uns, obwohl schon viele zu euch kommen, zu wenig an euch wenden. Ich freue mich sehr darüber, dass sich beide Staaten auf politischer Ebene gut verstehen und die Vorwürfe, dass Slowenien zu nett zu Österreich ist, sind vollkommen überflüssig. Was hätte es denn tun sollen?! Wenn wir uns zerstritten hätten, wäre das auch für die Minderheit schlimm.

Wie lautet Ihre Nachricht an die Menschen für die kommenden Feiertage?
Ostern ist ein zentraler Feiertag. Nicht nur für die Christen an sich, sondern auch für die Caritas, weil wir mitteilen wollen, dass das Leben jedes einzelnen Menschen wertvoll ist, und dass man es mithilfe der Gesellschaft, guter Menschen und Solidarität zu Neuem anregen und erneuern kann. Auch wenn die Situation noch so schwarz ist, gibt es immer einen Ausweg, wenn man Hilfe hat. Das Leben ist ewig.

*Das ist nicht nur eine Schule,
die Wissen vermittelt*

Zalka Kuchling, Direktorin des Slowenischen
Gymnasiums in Klagenfurt und ehemalige Landtagsabgeordnete

13. Mai 2017

Liebe Frau Zalka,

es ist Mai und damit und daher stehen wir kurz vor dem Höhepunkt der Feierlichkeiten anlässlich des 60-jährigen Jubiläums des Slowenischen Gymnasiums in Klagenfurt. Sicher stecken Sie mitten in den Vorbereitungen?

Vom Jubiläum der Bildungsanstalt, die für die Kärntner Slowenen von äußerster Wichtigkeit ist, spricht man schon das ganze Jahr über. Zurecht, denn wenn ich mir die Worte eines ehemaligen Schülers borge (wie viele sich wohl in all den Jahren angesammelt haben?), des Diplomaten Zdravko Inzko, können sich zahlreiche ihre Kärntner Ortschaften ohne die Absolventen des Slowenischen Gymnasiums überhaupt nicht mehr vorstellen. In einer besonderen Beilage, die in der Kärntner slowenischen Wochenzeitung Nedelja anlässlich des Schuljubiläums erschien, hat sich ein Angehöriger der jungen Generation wundervoll geäußert: „Das Slowenische Gymnasium war für mich mehr als nur eine

Schule, die Wissen vermittelt. Dort habe ich wahrgenommen, dass ich Teil einer größeren slowenischen Gemeinschaft bin ... Ich kann sagen, dass sich mein Volksbewusstsein verstärkt hat.“ Sicher wurde Ihnen als langjähriger Professorin des Gymnasiums und seit 2015 auch Direktorin bei solchen Worten warm ums Herz?

Wir haben zu wenig Platz, um alle wichtigen Ereignisse aufzuzählen, die von jenem Tag an, als eine Sonderkommission aus Wien, genau am zweiten Jahrestag des Österreichischen Staatsvertrags, am 15. Mai 1957 festlegte, dass das Slowenische Gymnasium seine Räumlichkeiten in der Klagenfurter Bundesrealschule bekommen wird. An die Anfänge der Schule, die ganze vier Jahre älter ist als Sie, können Sie sich natürlich nicht anders erinnern als aus den Niederschriften anderer. In diesen ist die Rede ausschließlich vom Nachmittagsunterricht, der in den Räumlichkeiten der deutschsprachigen Mittelschule stattgefunden hat und über die Herabwürdigungen und manchmal sogar physischen Übergriffe auf die slowenischen Schüler. Das Archivmaterial bezeugt, dass es auch einige Schwierigkeiten mit dem Finden eines Daches über dem Kopf gab, weshalb die Schule von einigen als „die Schule der Diskriminierten und Herabgewürdigten“ bezeichnet wurde.

Das Ordinariat der Diözese Gurk wies den Gastaufenthalt des Slowenischen Gymnasiums unter dem Dach des Marianums zurück, einer der Direktoren der deutschsprachigen Mittelschulen, die um Hilfe gebeten wurden, führte als Argument gegen die Aufnahme der Slowenen unter sein Schuldach an, dass deren Gastaufenthalt „große Schwierigkeiten beim Säubern des Gummibodens bereiten würde“. Welche Gefühle überkommen Sie, wenn Sie so etwas lesen?

Natürlich interessiert es mich, wie weit Ihre Erinnerungen an die Schule, heute die Ihre, reichen. Sind das die Erinnerungen eines zehnjährigen Mädchens von einem Bauernhof in Völkermarkt aus einer Familie mit elf Kindern, das ins „große“ Klagenfurt kam, um zu lernen, und im Hermagoras-Schülerheim wohnte? Betonen Sie aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen gerne, wie wichtig die Arbeit mit den Schülern nicht nur im Klassenraum, sondern auch in den Schülerheimen ist, in denen sie wohnen? Wie kommt es, dass sie der Weg nach der „kleinen Matura“ woanders hin verschlagen hat, und Sie erst nach der „großen Matura“ in Linz

nach Klagenfurt zurückgekehrt sind, um Französisch und Deutsch zu studieren? Hätten Sie sich im Jahr 1990, als Sie ans Slowenische Gymnasium kamen, um zu unterrichten, vorstellen können, dass Sie einst als erste Frau an der Spitze dieser Anstalt stehen werden? Und das nach einer Reihe von legendären Direktoren, begonnen mit dem ersten, dem Vater der Schule, Joško Tischler, dessen Büste heute in der Aula des Gymnasiums steht? Heute weilen die Schüler und Lehrer in einem modernen Gebäude aus den Siebzigern, das wegen seiner charakteristischen Architektur und den Fresken des großen Künstlers Valentin Oman sogar unter Denkmalschutz steht, und welches sich das Slowenische Gymnasium nun mit der Zweisprachigen Handelsakademie teilt. Wie viele Schüler haben Sie nun unter ihrem Dach bzw. wie sind die Anmeldungstrends? Die Verhältnisse haben sich seit dem, als Joško Tischler die Schulschwestern darum gebeten hat, sie mögen für die Anmeldungen von neuen Schülern beten, natürlich drastisch verändert, doch „wie viele Anmeldung haben wir?“ bleibt wahrscheinlich noch immer die Schlüsselfrage. Unter den Lösungen, die sich als erfolgreich erwiesen haben, ist mit Sicherheit die Gründung der mehrsprachigen Kugy-Klassen, deren Verdienst es angeblich ist, dass sich fürs Gymnasium gerne Jugendliche aus Slowenien und Italien anmelden. Können Sie darüber und über die Ambitionen und Erwartungen der Schüler etwas mehr erzählen?

Zum Schluss noch kurz zur Politik: Seit geraumer Zeit sind Sie bei den Kärntner Grünen tätig, für die gilt, dass sie von allen österreichischen Parteien dem Slowenische am wohlgesonnensten sind. Seit 2013 sind Sie Landtagsabgeordnete und jetzt Mitglied der engsten Verhandlungsgruppe für die Landesverfassung. Diese Verfassung sieht, erstmals nach 1918, die Erwähnung der slowenischen Volksgruppe vor, aber was bringt das, wenn wegen des Obmanns der Kärntner Volkspartei nur die deutsche Sprache als Landessprache erwähnt wird, was die Minderheit und deren Dachorganisationen natürlich arg schmerzt. Sind Sie mit dem neuen Kompromiss zufrieden, den die Verhandlungen gebracht haben? Ich wünsche Ihnen einen besonders schönen Jubiläums-Mai,

Darka Zvonar Predan

Ich bin dankbar für meinen Posten an unserem Gymnasium

Liebe Frau Darka,
tatsächlich, wir sind mitten in den Vorbereitungen für die feierliche Schulakademie zum 60. Jubiläum des Slowenischen Gymnasiums, die am 24. Mai im Konzerthaus in Klagenfurt stattfinden wird. Wie Sie wissen, haben wir dieses Jubiläum zum Teil bereits in Form einer Dankmesse in unserer Basilika in Maria Saal gefeiert – am symbolischen Ort der Wiege des slowenischen Volkes. Unter der Leitung des Chorleiters, Professor Stanko Polzer, erklang Mozarts Krönungsmesse, die der Schulchor und der Gemischte Chor Danica aus St. Primus, die Spitzensolisten Bernarda Fink, Gabriel Lipuš, Samo Lampichler und Andreja Zlatnar sowie das Domorchester Klagenfurt mitgestaltet haben. Die Messe wurde von heimischen Priestern der zweisprachigen Pfarren in Kärnten gelesen – darunter auch Absolventen des Slowenischen Gymnasiums. Mit Dankbarkeit gedachten wir der verdienstvollen Vorfahren mit Dr. Joško Tischler an der Spitze, welche die Basis für unser Gymnasium geschaffen haben. In der Beilage der Wochenzeitung Nedelja sind Jahrzehnte der Schulgeschichte anschaulich festgehalten. Im Gespräch mit den diesjährigen Maturanten und Maturantinnen (dieses Jahr sind es schon 2.131) wird auf eine sehr nette Weise dargestellt, dass wir allen Herausforderungen erfolgreich standgehalten haben und der besonderen Bestimmung des Slowenischen Gymnasiums treu geblieben sind – der Festigung und der Erhaltung der slowenischen Volksgruppe in Kärnten, und zwar dadurch, dass wir ihr eine volksbewusste Intelligenz bieten, die mit „des Verstandes klugem Schwert ihr Volk zu verteidigen wisse, wie es der ehemalige Direktor Dr. Pavle Zablatnik zum 20. Bestandsjubiläum unserer Schule formulierte. Ich erinnere mich sehr gut an meine Anfänge am Slowenischen Gymnasium, erst als Schülerin, später als Professorin für Deutsch und Französisch. Dreieinhalb Jahre besuchte auch ich ausschließlich den Nachmittagsunterricht in der Lerchenfeldstraße. Ich wohnte – wie meine ältere Schwester – und später fast alle meine sieben Schwestern – im Hermagoras-Heim. In lebhafter Erinnerung ist mir der manchmal furchterregende Weg vom Schülerheim

durch den Schillerpark bis zum Gymnasium geblieben. Im Heim habe ich mich wohlgefühlt. Die Erziehungsarbeit der Heimschwestern schätze ich heute, wo ich selbst Mutter einer erwachsenen Tochter bin und begeisterte Tante, wie eine unbezahlbare Mitgift, die mich noch heute bei den allseitigen Herausforderungen auf dem pädagogischen, kulturellen und politischen Gebiet begleitet. Drei Brüder waren teils noch im Marianum, teils konnten sie später täglich aus Gattersdorf/Štriholče bei Völkermarkt nach Klagenfurt fahren. Wie Sie geschrieben haben, stamme ich aus einer Familie mit sieben Kindern – und wir alle besuchten das Slowenische Gymnasium (einige von uns wechselten nach vier Jahren auf andere Schulen, sieben aber maturierten auf dem Slowenischen Gymnasium). Das ist der bemerkenswerte Verdienst unserer Eltern, die uns zu gläubigen, patriotischen, friedliebenden und stolzen Kärntner Sloweninnen und Slowenen erzogen haben. Die slowenische Sprache haben wir auch an unsere jüngeren Generationen weitergegeben, so können wir uns in der Verwandtschaft auch ausschließlich auf Slowenisch unterhalten, was sehr schön ist.

Dass ich auf fremdem Boden maturiert habe – in Linz –, hat mir nicht geschadet. Schon früh habe ich begonnen, im Bewusstsein zu leben, dass man sich selbstständig an fremde Orte begeben muss, wo das Leben anders pulsiert als daheim. So wurde ich neugierig, die Welt interessierte mich und ich entschied mich für ein Sprachstudium in der Kombination Französisch-Deutsch. Den Zugang zur slawischen Welt vermittelten mir mein Zuhause und das Gymnasium sowie die dreijährige Hauswirtschaftsschule in St. Peter bei St. Jakob im Rosental. Für deutsche Literatur habe ich mich schon in der Schule begeistert, das Französische öffnete mir das Fenster in die romanische Welt. Nach dem Studium wurde ich im Heimatland aktiv als gebildete und begeisterte Europäerin, die die geistig-sprachliche Schmalspur auf dem gesellschaftspolitischen Gebiet in Kärnten überbrücken möchte.

An meine Anfänge als Professorin am Slowenischen Gymnasium kann ich mich natürlich noch sehr lebhaft erinnern. Nie zuvor und niemals später – nicht einmal, als ich im Jahr 2015 darüber informiert wurde, die Schulleitung übernehmen zu können – war ich gleichzeitig so stolz auf

mich und dankbar, dass ich genau an „unserem“ Gymnasium eine Arbeitsstelle bekam. Direktor Dr. Reginald Vospernik, der sachlich, streng, aber ein sehr korrekter Chef war, machte mich auch mit der Arbeit als Referentin für Europäische Fragen im Schulwesen vertraut. Schon Jahre vor der Gründung der viersprachigen Kugy-Klassen, führten wir etliche internationale Projekte durch. Besonders gern erinnere ich mich an die Reisen nach Frankreich und zu den Sorben. Mit dem pädagogisch reichen Sprachangebot der Kugy-Klassen hat das Slowenische Gymnasium an Qualität gewonnen und seine Türen einer größeren Zahl von Schüler/innen geöffnet, die des Slowenischen nicht immer so mächtig sind, wie es vielleicht in den Siebziger- oder Achtzigerjahren der Fall war. Das Interesse für die Klassen ist groß. Jugendliche aus Slowenien und Italien, die sich an unserem Gymnasium anmelden, machen dies mit dem Wunsch, sich im Ausland zu bilden und dabei die nötigen Qualifikationen für ein späteres Studium in einem europäischen Land nach Wahl zu erwerben. So manch einer hört sogar hier bei uns zum ersten Mal von uns Kärntner Slowenen.

Wie Sie richtig bemerkt haben, bin ich auch Landtagsabgeordnete bei den Grünen, und in dieser Position für die Verhandlungen über den Inhalt der neuen Kärntner Verfassung zuständig. Ich bin sehr stolz darauf, dass ich als Kärntner Slowenin erreicht habe, dass die slowenische Volksgruppe in Kärnten in der neuen Verfassung verankert sein wird. Ebenso ist uns gelungen, dass in der neuen Kärntner Verfassung alle – auch die in der Bundesverfassung bereits vermerkten – Minderheitenrechte gewährleistet werden. Das Deutsche ist lediglich als Sprache der Vollstreckung und Gesetzgebung notiert, was bedeutet, dass sowohl das Deutsche als auch das Slowenische Bestandteile Kärntens sind. Mit dem neuen Kompromiss können wir also leben. Ich freue mich auch darüber, dass wir damit die einstigen falschen Spekulationen bezüglich der möglichen Einschränkung der Rechte der Kärntner Slowenen und Sloweninnen abgeschafft haben. Die Eintragung der slowenischen Volksgruppe und deren Rechte ist von historischer Bedeutung und eine sehr

wichtige Leistung der Grünen, worauf wir stolz sein können.
Auf Wiedersehen auf der feierlichen Akademie,
Zalka Kuchling

© Gerhard Maurer

Lesen, schreiben, lieben

Lojze Wieser, Verleger aus Klagenfurt

3. Juni 2017

Gehrter Lojze,
erst einmal herzlichen Glückwunsch zum 30-jährigen Jubiläum Ihres Wieser Verlags, und ein Kompliment zu Ihrer Beharrlichkeit. Mit 27 Jahren haben Sie den Drava Verlag übernommen, mit 32 Ihren eigenen gegründet. Ihre Buchtitel, die zunächst auf Slowenisch und später auf Deutsch erschienen, haben schon stark den Tausender überschritten, und auch die Anzahl der Autoren, denen Sie den Weg eröffnet haben, geht in die Tausenden. Besonders dankbar sind Ihnen wahrscheinlich die Schriftsteller aus dem europäischen Osten und Süden, die kroatischen, serbischen, albanischen, ungarischen, tschechischen, slowakischen, polnischen, ganz zu schweigen von den slowenischen. Verleger, Autor, Übersetzer, Redakteur, seit Dezember 2000 bis Ende September 2016 Vorsitzender des mehrsprachigen Radiosenders Agora, Vater, Ehemann, Koch ... Gelegentlich auch Verfasser für die Zeitung Večer, der es sogar unter die Finalisten des letztjährigen „Bob des Jahres“ (Anm. d. Ü.: Aktion des Zeitungshauses Večer, wo die nach Meinung der Leser und der Öffentlichkeit beste Aussage des vorigen Jahres gekürt wird) schaffte! Ihr Lebenslauf erinnert wirklich an einen Roman. Wenn Sie einen schreiben würden, welches Kapitel würden Sie hervorheben? Ihre Kindheit in

dem damals noch überwiegend slowenischen Tschachoritsch/Čahorče bei Köttmannsdorf, die kurze Kochausbildung und die darauf folgende Ausbildung zum Buchhändler in Klagenfurt oder das Leben in Wien mit blutjungen 16 Jahren und die Sozialisierung in der Studentenbewegung ... Aber widmen wir uns lieber dem Verlagswesen. Stimmt es, dass Sie sich diesem mit aller Kraft gewidmet haben, weil Sie es mehr als eine Form von Kampf gegen den Nationalsozialismus und Chauvinismus, die immer wieder fruchtbaren Boden finden, verstehen? Können Sie den Erfolg eines solchen Kampfes, falls dies in einem einzigen Brief überhaupt möglich ist, bewerten? Ich weiß, dass ich nicht die Erste bin, die Sie nach Ihrer heutigen Sicht auf diese zwei Ismen fragt. Wie steht es damit in Ihrem Umfeld? Wir können auch etwas auf die Zeit vor 30 Jahren zu sprechen kommen, als Sie in Kärnten noch keine einzige Übersetzung slowenischer Literatur ins Deutsche hatten, als Neuland zu betreten war, oder von den unangenehmen Zwischenfällen, als Sie Briefbomben und Morddrohungen erhielten. Das Verlagswesen war nie ein leichtes Geschäft; ist es heute in der sich schnell verändernden Welt besonders hart? Gehören Sie zu jenen, die besonders um den Bestand der slowenischen Sprache fürchten, von der einer Ihrer beliebten Kärntner Autoren, Florjan Lipuš, meint, dass man entweder mit ihr lebt oder nicht? Ich weiß, dass Sie sich in Ihrem Verleger-Leben an den Spruch „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“ halten. Können Sie mir anvertrauen, wie oft Ihnen Gott, genauer der Staat, in diesen 30 Jahren geholfen hat? Wie würden Sie sich zur Dankbarkeit Sloweniens dafür äußern, was Sie allein und Ihr Verlag in Kärnten für die slowenische Kultur getan haben? Und zum Verhältnis der heutigen EU zu nationalen Kulturen? Kochen und essen sind zwei von sieben Grundsätzen, von denen Sie behaupten, dass sie es wert sind, nach ihnen zu leben, davor reihen sie das Lesen, Schreiben und Lieben. Sie sind Autor des Buchs über vergessene Speisen aus der Vergangenheit, das eine Art philosophische Diskussion über die Geschicklichkeit der Essenzubereitung und deren Genuss ist. Sie sind bekannt dafür, dass Sie Ihre Gäste gerne mit Feinschmeckereien verwöhnen, wie kürzlich auf der Klagenfurter Feier des 30. Jubiläums Ihres Verlags. Es gibt immer weniger Menschen, die kochen können, und immer mehr solcher, die im Fernsehen Kochsendungen verfolgen, aus denen man meistens nichts lernt, so lautet eine

Ihrer Aussagen, die auch für den BOB des Jahres kandidieren könnte. Sind Speisen wie Wörter für Sie, eine Brücke zum Menschen? Wie ist es heute mit dem Bau solcher Brücken in Ihrem Kärnten? Ich wünsche Ihnen noch 30 weitere erfolgreiche Verlagsjahre,
Darka Zvonar Predan

Kreisky, die Juden und Slowenen

Gehrte Darka,
liebe Leserinnen und Leser der Večer-Zeitung. Einige erinnern sich wahrscheinlich noch daran, dass wir vor fast 40 Jahren in Klagenfurt, bei der Buchpräsentation „Der Zögling Tjaž“ von Florjan Lipuš, das damals der Drava Verlag gemeinsam mit dem ZTT-Verlag in Triest herausgegeben hat, in den berühmten Räumen des Moser–Verdino-Hotels, erstmals laut geäußert haben, dass wir zeigen möchten, dass wir ein Teil des einheitlichen bzw. gemeinsamen slowenischen Kulturraumes sind. Und wie wir später gesagt haben, dass wir mit der Kultur die bestehenden Grenzen überschreiten, und dass wir in solcherlei kulturellem und sprachlichen Verbinden die Zukunft für unsere Sprache und Kultur und unseren Raum an sich sehen. Wir können der Welt als Beispiel dienen, habe ich damals aufgeschrieben, weil wir auf eine andere, neue und moderne Weise die nationale Frage lösen, ohne die Grenzen zu verschieben, ohne Gewalt und Krieg. Die vergangenen drei Jahrzehnte haben diese Ansicht bestätigt und uns Recht gegeben! Die Kultur ist die einzige, die tief und noch weiter reicht. Besonders nach den Erfahrungen der Verselbstständigung und dem langsamen Aufkeimen des ehemaligen gemeinsamen Kulturraums in den täglichen Schwierigkeiten der Welt. Ich möchte noch eine Geschichte von den Slowenen erzählen: Einige unter Ihnen können sich wahrscheinlich an den ehemaligen österreichischen Kanzler Bruno Kreisky erinnern. Im Jahr 1983 lud er mich zu sich nach Hause ein. Bereits bei meiner Ankunft war er verärgert, er erwartete einen Journalisten und bat mich um etwas Geduld. Der Journalist kam, versuchte seinen Apparat einzuschalten, dieser funktionierte nicht, Kreisky brummte nervös und rief mich nach einigen Minuten dazu:

„Kennen Sie sich damit aus?“ „Ich weiß nicht“, antwortete ich. Ich drückte auf einen Knopf, ein Lämpchen brannte auf, der Apparat begann zu arbeiten. Der Journalist zu Kreisky: „Sie haben einen Spezialisten im Haus!“ Er: „Nein, einen Kärntner Slowenen.“ Nach dem beendeten Gespräch begann er: „Mit euch Slowenen ist es wie mit uns Juden.“ „Wie ist es mit euch Juden?“, fragte ich ihn. „Überall auf der Welt, wo ich war,“ antwortete er, „habe ich in der Delegation des dortigen Landes mindestens einen Slowenen getroffen, egal, ob in Ohio, Sidney, Washington, Oslo oder anderswo.“ Was ich damit sagen möchte? Überall trifft man Menschen, die heute die slowenische Sprache nicht mehr so beherrschen, wie sie in Ljubljana oder woanders in Slowenien gesprochen wird. Die Slowenen hatten nie einen eigenen Staat, außer die letzten Jahrzehnte. Deshalb werden wir heutzutage Minderheit genannt, die außerhalb des slowenischen Staates lebt, also in Kärnten, im Küstenland, in Friaul, in Triest, im Übermurgebiet in der österreichischen Steiermark und sonstwo. Überall sind wir Zeugen des schnellen Untergangs der eigenen Sprache. Wir alle wissen, dass vor 100 Jahren noch jeder Dritte in Kärnten Slowenisch gesprochen hat, heute spricht es kaum jeder Vierzigste. Die Gründe sind uns bekannt. Wir sind uns der Zwangsassimilierung bewusst, welche weltweit die Gefährtin des Nationalstaats ist, nicht nur unter uns, und wir wissen, was es in den vergangenen Jahrzehnten des 19. und 20. Jahrhunderts bedeutete, einen nationalen Staat zu gründen. Das haben wir blutig am eigenen Leibe gespürt, vor allem während des Zweiten Weltkriegs. In den vergangenen Jahrzehnten habe ich mich jeden Tag gefragt, wie ich handeln soll, was zu tun ist und wo die Hebel ansetzen, um diesen Prozess zu stoppen. Lange habe ich mich selbst bejammert, ich habe viel nachgedacht und versuchte, etwas zu bewegen, sowohl im Verlagswesen als auch über den zwei- und mehrsprachigen Radiosender Agora. Neuerdings im Filmbereich, mit einer Reihe von Filmen, die auf den Programmen ORF und 3sat ausgestrahlt werden „Der Geschmack Europas“, wo gleich vier Filme unsere Heimatorte umkreisen und sich innerhalb des kulturellen und sprachlichen Raumes Sloweniens bewegen. Dabei nähern wir uns auf ganz besondere Weise der Frage über die Sprachen, das Überleben und die Zukunft (Karst/Görzer Hügelland; Gailtal; das slowenische und kroatische Istrien; Südost-Steiermark). Die Sprache ist etwas Mystisches,

sagte einst Jurij Koch, ein sorbischer Autor, weil sich die Sprache in der Vergangenheit oftmals in veränderten Umständen befand. Wir wissen selbst, dass die Sprache dem Grundwasser ähnelt, dass sich versteckt, aber unter der Erde plätschert, einen neuen Ursprung sucht und am anderen Ende – sozusagen aufgefrischt – seinen Weg fortsetzt. In unseren Orten wurde in der Vergangenheit gewöhnlich das Slowenische verschwiegen. Aber ist das noch heute der Fall? Wie viele Anmeldungen haben wir in den zweisprachigen Schulen in Kärnten, obwohl die Kinder keine Grundlage von zuhause mitbringen? Weder bei den Eltern noch bei den Nachbarn, und wir haben nicht mehr den verbundenen Raum, wie wir es aus alten Zeiten gewohnt waren, und trotzdem lernen die Kinder erneut die slowenische Sprache. Andere ermutigen sich dazu und beginnen, oftmals machen sie Fehler, aber sie fangen an, üben und sprechen! Man trifft auch solche, die in der Kindheit zwar die Möglichkeit hatten, die Sprache spontan zu erlernen, wo aber die Eltern nicht slowenisch mit ihnen sprechen wollten, und die sich heute, nach Jahrzehnten, an die Sprache aus ihrer Kindheit erinnern und sie lernen, Seminare besuchen und durch slowenische Ortschaften reisen. Und ist nicht gerade die Kugy-Klasse an dem Slowenischen Gymnasium in Klagenfurt, das gerade sein 60-jähriges Jubiläum feiert, ein vielsagendes Beispiel? Wir können stolz sein, dass von dort Jungen und Mädchen kommen, die Slowenisch und Deutsch sprechen, die Italienisch und Englisch können und vielleicht sogar noch Französisch, Russisch oder eine andere Sprache sprechen, so wie meine Tochter, obwohl ihre Mutter aus dem Deutsch-Kärntner Umfeld stammt und auch ihre Co-Mutter stammt nicht aus dem slowenischen Umfeld. Was meine Tochter ist? Väterlicherseits Slowenin, mütterlicherseits Österreicherin, sie spricht nebenbei noch drei, vier andere Sprachen, und mein Slowenisch ist ihre Grundlage sowie das Deutsch ihrer Mutter und ihrer Co-Mutter. Ich denke, dass unsere Zukunft darin liegt, dass wir uns nicht in uns selbst verschließen, noch weniger verstecken und kein eigenes Ghetto bauen, dass sich als großer Irrtum erweist, noch weniger hilfreich aber sind die historischen Methoden, welche die Erlösung im Chauvinismus zu anderen suchen. Das, was wir uns selbst erzählen, erzählen wir auch anderen. Das, was wir uns selbst erzählen, sollten wir auch anderen erzählen. Führen auch wir in die slowenischen Medien Zusammenfassungen

in den Sprachen unserer Nachbarländer ein, setzen auch wir auf diesem Gebiet den Weg fort, so wie wir es schon einige Jahrzehnte im Verlagswesen tun, wo wir systematisch Literatur in andere Sprachen übersetzen, damit uns auch andere verstehen können. Senden auch wir für diejenigen Worte in den Äther, die zurückkehren und die Sprache ihrer Kindheit suchen, aber machen wir das in beiden Sprachen und vergessen wir nicht die Ankömmlinge, die genauso nach ihrer Kultur und der Melodie der eigenen Sprache streben! Mit der slowenischen Kultur bahnten wir uns unseren Weg in die Welt, größtenteils ohne Unterstützung bzw. stellenweise mit wenig Unterstützung, viele Jahre haben wir aus Slowenien nichts bekommen. Wir schlugen ihn trotz Widerspruch und Verachtung in der Kernorganisation ein. Deshalb aber haben andere umso mehr bekommen. Die Divergenz zwischen Worten und Taten ist auch an diesem Beispiel zu sehen. Die Aussage „Entweder man lebt mit der Sprache oder nicht“ stimmt absolut. Ich bin überzeugt, dass dies nicht nur ein Problem der Slowenen in Kärnten ist, sondern ganz Europas, wenn nicht sogar der Welt. Allein in Europa gibt es 200 autochthone Sprachen und 200 Sprachen der Ankömmlinge, 400 Sprachen also. Europa wird nicht aus der Zwickmühle kommen, wenn es mit Prinzipien aus dem 19. Jahrhundert antwortet. Nirgends besteht ein vereinter ethnischer Raum, er bestand in der gesamten Geschichte nicht, der Weg zur Gleichwertigkeit aller Sprachen ist mit den verschiedensten Formen von Chauvinismus und Nationalismus gepflastert, die für Kriege und Assimilierung verantwortlich sind. Die Menschheit lernt selten aus der Geschichte. Der sachliche Blick auf den Abwurf des vorigen Jahrhunderts zeigt uns, dass alle -Ismen verbrannt sind. Man wird neue Auswege finden müssen. Vielleicht findet sich in der alltäglichen und selbstverständlichen Sprechweise verschiedener Sprachen ein Ausweg. Wenn große Zeitungen zum Beispiel nur eine Seite hätten, auf der sie die Hauptthesen ihrer Berichte auch in kleineren Sprachen zusammenfassen würden, würden wir viel einfacher miteinander auskommen. Kürzlich feierten wir das 50. Jubiläum der Ankunft von Gastarbeitern. Weder die Wirtschaft noch die Gewerkschaften haben diesen Menschen ermöglicht, in der Zeit ihres Arbeitsaufenthalts die hiesige Sprache zu lernen. Heute hört man wieder, dass die Kinder in Schulen untereinander Deutsch sprechen müssen, für Slowenien höre ich ähnliche

Anforderungen ... Als Minderheit wissen wir, was Assimilierung bedeutet. Auf Basis der Erfahrungen in Kärnten müsste man umso mehr übermitteln, wie man dagegen ankämpfen kann. Die Zeit wird kommen, wenn wir die eigenen Verspätungen – bei uns, in Slowenien, in Europa – nicht anderen zuschreiben; seien wir uns darüber bewusst, dass das Wort Sprache ist, Sprache Kultur und Kultur Verständnis. Handeln wir so, und tragen wir dies auch in unsere Verfassungen ein.

Lojze Wieser

© Rihter

*Kulturbanausen
lesen keine Bücher*

Florjan Lipuš, Schriftsteller

12. August 2017

Florjan Lipuš gilt als der wichtigste slowenische Erzähler in Kärnten. Sein Roman „Der Zögling Tjaž“ reihte ihn schon im Jahr 1972 unter den bedeutendsten Namen der slowenischen Prosa ein. Zuletzt hat der Schriftsteller sein Ansehen mit der Erzählung „Schotter“ bestätigt, die kürzlich zu seinem 80. Geburtstag beim Litera Verlag aus Maribor erschien. Lipuš Sprache ist eine eigene edle Mischung aus altertümlicher und moderner Art, sein Stoff ist die bittere Kärntner Realität, erlebt in einer ebenso bitteren persönlichen Lebenserfahrung. Als sechsjähriger Junge verlor er seine Mutter, die von den Deutschen in ein Konzentrationslager verschleppt wurde und nie wieder heimkehrte. Die Grundschule besuchte er erst ein Jahr nach dem Krieg, 1946, bereits neun Jahre alt, in Leppen/Lepena oberhalb von Bad Eisenkappel. Nach dem humanistischen Gymnasium in Tanzenberg begann er ein Theologiestudium, das er nach vier Jahren abbrach, danach hielt er sich mit verschiedenen Arbeiten über Wasser und nach der abgeschlossenen Klagenfurter Pädagogischen Akademie bis zu seiner Pensionierung 1988 unterrichtete er an Kärntner Grundschulen. Er lebt weit entfernt vom Scheinwerferlicht, im malerischen Sielach/Sele bei Sittersdorf. Es ist schwer, ihn zu einem Life-Interview zu überzeugen, vielleicht deshalb, weil er auch bei seinen Antworten auf journalistische Fragen auf abgestimmte und erlesene Worte schwört. Für seine literarischen Werke erhielt er mehrere Preise, darunter auch der slowenische Prešeren-Preis. Der höchste österreichische Literaturpreis wurde ihm mit der Begründung, dass er nicht auf Deutsch schreibe, verweigert. Dies hat in der kritischen Öffentlichkeit einige Bedenken hervorgerufen, im Sinne von „Österreichische Staatsbürger sind eines Preises nur dann wert, wenn sie Deutsch sprechen!“ Was aber ist mit allen anderen Völkern, anderen Sprachen?!

Erst einmal einen recht herzlichen verspäteten Glückwunsch zu Ihrem Maijubiläum. Zu Ihrem 80. Geburtstag haben Sie Ihre Leser mit dem schönsten möglichen Geschenk überrascht, einem neuen Buch, dem Roman „Schotter“. Wie wurden Sie von Ihren Lesern überrascht?

Es ist so, dass jedes Geschenk nur für einige ein Geschenk ist, für andere höchstens ein Staubfänger oder sogar eine Belastung, Arbeit, Überfluss, Nutzlosigkeit. Wenn die Leser das Buch lesen, ist das für den Autor Ehre genug. Zuerst aber haben sie sich selbst ein Zeugnis von hoher Kultiviertheit ausgestellt, denn Kulturbanausen kaufen keine Bücher, Banausen und Rohlinge lesen nicht, besonders mit anspruchsvollen Texten befassen sie sich nicht.

Schon geraume Zeit ist der Litera Verlag aus Maribor Ihr Verlag. Wessen Verdienst ist das?

Der Hermagoras-Verlag in Kärnten, der älteste Verlag, wollte mein erstes Manuskript nicht haben. Einst der Mittelpunkt in jeder Hinsicht: kulturell, politisch, wirtschaftlich. Heute ist er ein ganz normales Unternehmen, bei dem Nationalität eine nachrangige Rolle spielt. Bei dem jüngeren Drava Verlag, gemeinsam mit dem Verlagswesen des Triester Drucks (ZTT), sind zwei, drei Bücher erschienen, woraufhin der Redakteur dem Verlag Schulden hinterließ, das Material einsteckte und einen eigenen Verlag gründete. Viele haben am eigenen Leib erfahren, dass der Wieser Verlag seine Autoren nicht schätzt, dabei ist gerade Respekt die erste Bedingung für eine Zusammenarbeit. So hat mein erstes Buch „Der Zögling Tjaž“ bei dem einstigen Obzorja Verlag in Maribor Zuflucht gefunden, dem der Litera Verlag folgte. Andrej Brvars Obzorja Verlag bzw. Orlando Uršičs Litera Verlag war schon am Anfang mein Verlag, auch dazwischen, und er ist es immer noch, heute in Umständen, die der slowenischen Politik keine Ehre machen. Die 30-jährige Zusammenarbeit mit dem Wieser Verlag hat nicht so geendet, wie ich es mir gewünscht hätte. Ein Autor ist nicht der Besitz eines Verlags. Auch kleine Historien beschreiben, wer wem geholfen hat und wer wem Steine in den Weg gelegt hat.

Mit Schotter, davor mit Seelenruhig und noch vorher mit dem Kurzroman Poizvedovanje za imenom (Erkundungen nach dem Namen, Red.), haben

Sie zur größten Freude der Leser sich selbst dementiert, dass Sie keine Literatur mehr schreiben werden, wonach mit solcher, die es in den Gelenken reißt und die nur noch mit Krücken gerade gehen kann, keiner mehr eine Freude hat. Was trägt den Verdienst, dass es aus ihren Fingern wieder sprühte? Was aber wenn meine Aussage nur ein Widerhall, Ausdruck meiner Unzufriedenheit mit dem Verlag, ein Abbild der Verhältnisse, in denen ich mich damals bewegte, nur eine Art Hilferuf war? Was, wenn die äußeren Umstände in die Richtung zeigten, dass es für den Geist und die Seele besser wäre, jegliches literarische Schaffen fürs Erste, für immer einzustellen? Was, wenn die Verhältnisse so waren, dass mir der Wille zum Ausharren ausgegangen ist, und es nötig wäre, etwas zu verändern? Als mir jede Inspiration ausgewichen ist, und einen großen Bogen um mich gemacht hat, sich vor dem Bleistift gestäubt hat? Ansonsten aber ist auch das Wort des Schriftstellers kein Pferd, keine realistische Verteidigung, sondern das Abbild des momentanen Befindens. Man kann ihm nicht zu viel Geltung zutrauen. Selbst einem Schriftsteller darf man nicht immer alles glauben.

Im Roman „Schotter“ schreiben Sie über Wanderer, die von dem Besuch eines Konzentrationslagers heimkehren, in dem deren Vorfahren gelitten haben. Auch Ihre Mutter wurde ins Konzentrationslager geschickt, von wo sie nie zurückkehrte. Hat sich erneut bestätigt, dass Sie Ihr ganzes Leben lang dieselbe Geschichte schreiben, die Geschichte Ihres Aufwachsens und der slowenischen Minderheit in Kärnten, aber immer wieder auf neue Weise? Dem kann ich nur zustimmen. Es gab einige Versuche, dieser Dringlichkeit zu entfliehen, diesem Trauma ein Ende zu setzen. Ein einziges Mal griff ich zu einem geschichtlichen Stoff, damals entstand der Text „Verengung“ (slow. Stesnitev). Mit dem Dahinfließen meiner Jahre näherte ich mich immer mehr meinen alten Bildern, ich kehre heim, geistig und körperlich, dorthin, wo meine Wurzeln sind. Es ist nur einige Wochen her, dass ich im Rahmen der Dreharbeiten für den Dokumentarfilm von Katja Gasser für den ORF bei meinem Geburtshaus verweilte, bei Benetek in Lobnig, wo auch meine Mutter und ihre Mutter, meine Großmutter, geboren wurden, beide einst Mägde auf diesem wunderschönen Bergbauernhof. Von Beginn an hing ich an der Sprache, die meine Mutter sprach, diese schlappen sechs Jahre, bevor sie verschleppt wurde.

Und wenn ich schon sie verlieren musste, lasse ich mir ihre Sprache nicht nehmen, das Schicksal der Sprache liegt in meinen Händen. Sie hat mir nichts anderes zurückgelassen als ihre Sprache. Es war die Sprache von uns allen, vor hundert Jahren die Sprache von halb Kärnten. Die ängstliche Sanftmut brachte uns dazu, dass das Sprachbewusstsein nachlässt, der Respekt vor der Sprache schwindet, umso mehr vor einer schönen Sprache. Heutzutage ist die Sprache im Volk lediglich ein ausgedientes Werkzeug, auf der Sprache aber lehnt der Bestand eines ganzen Volkes. Man kann nicht zur Tagesordnung übergehen, wenn die Ersten, seit jeher die Vordersten im Volk, wie es einst und immer noch die Dichter und Dichterinnen waren, Levstiks (Anm. d. Ü.: slowenischer Dichter, Schriftsteller, Dramatiker, 1831-1887) Forderung „Das Fremde wollen wir nicht – das Unsere geben wir nicht her“ auf den Kopf stellen. Wir aber wollen das Fremde und auf das Unsere pfeifen wir. Der persönliche Nutzen kann nicht das einzige Kriterium des menschlichen Handelns sein. Die dort oben, die Geschulten, Gebildeten geben auch ein Beispiel dafür.

Beim Durchsetzen Ihrer Prosa im österreichischen Raum hatten Sie auch die Unterstützung von Peter Handke. Entspringt seine Zuneigung noch aus Ihrer Jugendzeit, als Sie beide im katholischen Internat in Tanzenberg waren? Wie hat sich Ihr Verhältnis entwickelt?

In Tanzenberg wussten wir nicht voneinander, wir haben kein einziges Wort gewechselt, weder deutsch, noch weniger slowenisch, jedoch war Handke so anders als die anderen, dass ich ihn in Erinnerung behalten habe. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in seiner Freizeit mit einem Buch in der Hand oder unter den Achseln herumspazierte. Immer allein und gedankenversunken. Nach einigen Jahren verließ er Tanzenberg und führte seine Ausbildung am Gymnasium in Klagenfurt fort. Für viele sozial Schwache war Tanzenberg ein Ort des Glücks, und damit meine ich das humanistische Gymnasium, das Schülerheim war für viele ein Ort des Unglücks. Schon als Student in Graz wurde Handke bald literarisch berühmt. In der Zeit, als er in Salzburg war, wurde er sich seiner slowenischen Wurzeln bewusst und wollte die Sprache seiner Kindheit beleben, die Sprache aus Griffen, einem Ort, der heute vollkommen verdeutscht ist. Hier kommt Tjaž ins Spiel. Wen er damit

irreleitete, dass Tjažs Irrtümer in Tanzenberg die Grundlage für das Lernen der Sprache wurden, ist mir nicht bekannt. Ich denke, dass die Idee von Helga Mračnikar kam, die zu dieser Zeit Slawistik in Salzburg studierte. Gemeinsam übersetzten sie das Buch, die Präsentation in Klagenfurt war ein literarisches Ereignis erster Klasse. Der riesige Stadtsaal war überfüllt mit Menschen, die sogar bis zur Straße hinaus standen. Ähnliches wiederholte sich in verschiedenen deutschen Städten, wo wir das Buch vorstellten. Peter Handke war ein richtiger Star, und ist es immer noch, der sowohl Verehrer als auch Provokateure und Neugierige anzog.

Den Abbruch Ihres Theologiestudiums haben Sie angeblich nie bereut? Und dass Sie Lehrer geworden sind?

Das Theologiestudium war nichts für mich, obwohl meine gesamte Kindheit darauf ausgerichtet war. Als Kind ministrierte ich eifrig und in der Kirche und im Pfarrhaus fühlte ich mich wohl. In der Theologie aber spielte eine andere Musik. Ich habe recht viele Jahre auf diesem steinigen Feld abgezählt, als Nachzügler in allen Bereichen, beginnend damit, dass ich erst mit neun Jahren in die Schule gehen konnte, und endend konsequent in der Gegenwart. Ich war Lehrer mit großer Hingabe und einem Verantwortungsgefühl, weil die Schulen in den Gräben von Bad Eisenkappel für die Kinder vom Rand der erste Kontakt mit der fremden Welt waren, und meine erste Sorge war, wie ich den Kindern in einem fast ausschließlich slowenischen Gebiet die deutsche Sprache beibringen soll. Heute ist Remschenig, der Ort meiner ersten Schule, größtenteils verdeutscht. Diese einklassigen Schulen mit Abteilungsunterricht gibt es schon lange nicht mehr. Ich gehöre zu den letzten Lehrern, die in einklassigen Grundschulen unterrichteten. Zwischendurch wurden die österreichischen Schulen so gründlich reformiert, dass die Kinder zum Teil weder schreiben noch lesen können. Dergleichen kam in der einklassigen Schule nicht vor.

Ihren neuen Roman haben Sie am 8. Juni 2017 präsentiert, am Tag, an dem der 2016 verstorbene Kärntner Literat und Übersetzer Fabjan Hafner 51 Jahre alt geworden wäre. Natürlich war die Wahl des Tages kein Zufall? Die Wahl war kein Zufall, weil unterschiedliche Faktoren abgestimmt werden mussten und wir alle von den bereits bestimmten Terminen

im Forum Zarja in Bad Eisenkappel abhängig waren. Genau in diesem Raum auf dem Hauptplatz wurden während des Kriegs Frauen zusammengetrieben, Einheimische, aus allen Gräben in der Bad Eisenkappeler Umgebung, und danach in Sammellager nach Deutschland abtransportiert. Das Datum konnten wir nicht frei wählen, aber der Zufall war der Präsentation von „Schotter“ wohlgesinnt, vielleicht durch die Suggestion des Jenseits. Fabjan Hafner, der wegen der Bosheit anderer viel leiden musste, ist an diesem Abend aus seiner Welt zurückgekehrt und gesellte sich zu uns.

Das Kärntner Land ist wirklich wunderschön, das kann keiner leugnen, sei er noch so blind für die Schönheiten der Natur. Aber trotz allem erinnere ich mich jedes Mal, wenn ich von der Natur überwältigt werde, an ihre Worte aus einem Interview: „Dieses Volk hat eine solche Natur nicht verdient und eine solche Natur verdient kein solches Volk“. Schlimme Worte, aber nicht ohne Grund?

Diese Kritik hat sich Kärnten selbst zuzuschreiben und mit seinem geistigen Potenzial sorgt es dafür, dass sich daran nichts ändert. Es gibt Ausnahmen, aber die sind dünn ausgesät. Am einfachsten findet man sie außerhalb des zweisprachigen Gebiets. Die Klügsten gehen von selbst oder sie werden von der unerträglichen geistigen Enge vertrieben, Beschränktheit und Dummheit, die einen Blick über den Rand des Bierglases nicht zulassen. Neben der sozialen Beengtheit, Arbeitslosigkeit, und weil das Einkommen schlecht ist. Am meisten tragen die verblöddenden Kärntner Medien dazu bei, die selbst das Abbild und der Wille ihrer Akteure, Betreiber und Nutzer sind. Wer kann, verlässt dieses Land, weil er frei, unbeschwert atmen möchte. Es gibt keinen Respekt vor dem anderen und den anders Gesinnten. Unmögliche, unglaubliche Ansichten in Sachen Völkerverständigung verursachen, dass die Stimmung steif, schlecht, verdrossen ist. Ein national bewusster Slowene kann sich nicht wohlfühlen, während die Besonderheit dieses Landes darin liegt, dass sich der überwiegende Anteil der Einwohner gerade in so einer Atmosphäre in ihrem Element fühlt. Der slowenische Teil ist keine Ausnahme, im Gegenteil: Die Eltern selbst vernarren das Leben Ihrer Kinder, vernarren ihre Zukunft nicht nur damit, weil sie ihnen ihre Kultur

nicht weitergeben, sondern weil sie die slowenische Kultur als minderwertig und verächtlich anschwärzen.

Neben dem Literaturpreis, der nach der in Klagenfurt geborenen auf Deutsch schreibenden Schriftstellerin Ingeborg Bachmann benannt ist, sind Folklore, Sitten und Bräuche, Gesang im Kärntner Kulturleben von großer Bedeutung. So ist es. Die wahre Künstlerkultur findet auf der privaten Ebene statt, auf persönliche Initiativen hin. Kärnten ist hauptsächlich eine Volkskultur, die tief in seinen Genen verankert ist, offiziell unterstützt und gefördert wird, weil sie politische Stimmen bringt, und unzerstörbar ist. Sie zeigt, auf welchem geistigen Niveau sich die Bewohner befinden, mit welchem Selbstbild es zufrieden ist, das Kärntnertum geniert sich nicht. Wir feiern Salami- und Käsefeste, wir haben Feste auf dem Stroh, Polenta-feste, Gulasch-, Schinken- und Had'nfeste ... Die wahre Kultur hat bei uns wenig Ansehen. In Kärnten steht es schlecht um die anspruchsvolle, ernste Kultur, was immer wieder zum Ausdruck kommt. In diesen Tagen wird Handke von der Kärntner Landesregierung das silberne Ehrenzeichen für seine Verdienste angeboten, während das goldene Ehrenzeichen für Politiker, Wirtschaftsführer, Sportler und Folkloristen vorgesehen ist. Das goldene Ehrenzeichen erhielt zum Beispiel ein Minister dafür, dass er 160 Kilometer Autobahn bauen ließ, und ein Moderator einer Unterhaltungssendung, der gleichzeitig auch Tänzer ist.

Ist die Literatur wirklich ein Mittel des politischen Widerstands?

Lediglich damit, dass sie ist, wie sie eben ist, ist sie ein politischer Aufstand, aber es ist ein zweckloser und vergeblicher, unschuldiger, unauffälliger, er wirft keinen vom Stuhl, er bringt niemandes Stühlchen ins Wanken. Die Literatur selbst ist nicht aufdringlich, die Literatur in Kärnten meidet die Politik, selten äußert sich ein Schriftsteller oder ein Dichter politisch. Selten nimmt er einen Standpunkt FÜR oder DAGEGEN ein, selbst dann nicht, wenn es seine Pflicht als geistiger Mensch und als Angehöriger der zivilisierten Welt wäre. Anders handelt die Kärntner Realität, wenn der Autor deutsch schreibt, am besten unkritisch, oder wenn er deutscher Abstammung ist oder zumindest auf dem Weg dahin.

Würden Sie sagen, dass die heutige Kärntner Realität mehr Stoff für Tragik oder Komik bietet? Oder gar für eine Groteske?

Die Kärntner Realität stellt beides dar, Tragik dadurch, dass sie ihre Komik nicht übersieht und ihre Komik dann, wenn sie sich brüstet und damit in den Vordergrund drängt. Es gibt keine Schauspieler, die eine Komödie so lebhaft spielen können, wie es die mächtigen und herrschsüchtigen, und diejenigen, die es gerne wären, Tag für Tag tun.

Für „Bostjans Flug“, einen Roman, der laut qualifizierter Kritiker der Höhepunkt Ihrer Prosa ist, wurden Sie im Jahr 2004 mit dem Prešeren-Preis ausgezeichnet. „Mit der Sprache sind wir oder sind wir nicht, mit der Sprache werden wir sein oder nicht sein“, haben Sie in Ihrer feierlichen Rede bei der Verleihung in Ljubljana gesagt, viele zitieren Sie noch heute. Können Sie etwas mehr darüber erzählen, wie es jetzt in Ihren Augen mit der slowenischen Sprache in Kärnten ist?

In Kärnten, auf dem slowenischen Friedhof, den wir jedes Jahrzehnt um ein neues Viertel vergrößern, nähern wir uns langsam, aber zuverlässig und konsequent der Sprache unserer Machthaber, der Sprache der Star-ken und Gebieterischen. Wir überlassen uns und geben uns dem allgemeinen Zeitstrom hin, der verdeutschend, deutschtümelerisch, asozial, kränkend, primitiv und respektlos ist. Wir stellen uns zu denjenigen, die uns durch die gesamte Geschichte bis zum heutigen Tag aufgehalten, unterdrückt und eingesperrt haben. Wir Slowenen haben keinen Respekt vor der Wahrheit, schuld daran ist vor allem der Katholizismus. Im Sinne der Tradition haben wir keinen Respekt vor der Wahrheit. Kaum erwähnt wird Primož Trubar, ein einzigartiges Phänomen, der Vater der slowenischen Literatur, ein Revolutionär im Verhältnis zur Religion und dem slowenischen Bildungswesen. Man beschäftigt sich nicht mit ihm und seine Werke werden nicht weiter erforscht. Die ersten 300 Jahre wurde er vollkommen verschwiegen, man trachtete ihm nach dem Leben, verfolgte ihn und vertrieb ihn aus Ljubljana. Ljubljanas Bischof Hren hat Trubars gesamten literarischen Opus verbrennen lassen. Wut überkommt mich bei solchem christlichen Hochmut, unmenschlicher Herrschsucht und Eingenommenheit. Aus dieser Tradition handeln wir noch heute. Aber was soll's, wenn doch der Saustall und die Kirchenbank aus dem gleichen Holz geschnitzt sind?

Als Maja Haderlap im Roman „Engel des Vergessens“, für den sie einen angesehenen österreichischen Preis erhielt, das Slowenische gegen das Deutsche eintauschte, haben Sie sich nicht gescheut, Ihre Empörung über diesen Austausch zu äußern, im Sinne von „Das Buch war ein willkommener Vorwand für die Kreise, die den Slowenen abgeneigt sind, sowie für die zur Assimilierung geneigten Landsleute“. Würden Sie diese Aussage trotz des Erfolgs, der dem Buch zuteilwurde, immer noch unterschreiben?

Der Erfolg eines Buchs sagt sehr wenig über seine Qualität aus, wie es auch umgekehrt stimmt: Qualität bedeutet noch keinen Erfolg. Gerade solche Ereignisse, wie ein deutsches Buch aus slowenischem Haus, sind wahrnehmbar, erregen Aufmerksamkeit, kommen der Öffentlichkeit sehr gelegen. Das Buch ist ein Symptom des zuvor beschriebenen Zeitgeistes und entspricht vollkommen dem Strom, der Stimmung und Entwicklung im Land. In Österreich und Slowenien lässt auch die Künstlerwelt zu, dass ein auf Deutsch verfasster Text etwas gilt, wogegen derselbe Text auf Slowenisch verfasst entweder wenig oder nichts wert ist. Auch Peter Handke hat slowenische Wurzeln und schreibt auf Deutsch, aber derartige Wurzeln hat heutzutage die Hälfte der Kärntner Bevölkerung. Entscheidend ist, mit welchem Hintergrund sich jemand sozialisiert und angesichts welcher Ereignisse. Wenn er sein Glück selbst schmiedet, entscheidet er sich natürlich und frei für eine Kulturwelt, an die er sich emotional und geistig gebunden fühlt. Andererseits aber darf jeder Sterbliche seine eigene Meinung von einem Blatt haben, dass von einer Linde gefallen ist und an einer Eiche hängen bleibt.

Die Minderheit ist für den slowenischen Staat nur eine Art lästiger Anhang“, werden Sie gerne von Ihrem viel älteren Schriftstellerkollegen aus Triest, Boris Pahor, zitiert. Haben Sie Kontakt zueinander?

Ich bin kein kontaktfreudiger Mensch, ich verfolge jedoch das Wenige, was mir zu Augen und Ohren über die Menschen kommt, die ich kenne und schätze. Auch Boris Pahor hat sich laut dazu geäußert, was er über den slowenischen Menschen denkt, der deutsch schreiben möchte. Seine Ansicht verdient jedermanns Respekt. Boris Pahor muss man sich nur offenbaren, sein kritischer Geist lebt und der slowenischen Regierung würde schon ein Schuss von Pahors Wahrheit gut tun.

„Wichtigster Vereinnahmung des Volk und missbrauchen es für ihre eigenen Interessen und Nutzen“, ist noch einer Ihrer bitteren durchdringenden Gedanken, von dem ich mich jedoch traue zu sagen, dass er mehr für das Mutterland Slowenien gilt. Verfolgen Sie das Geschehen im Mutterland? Wie?

Das gilt nicht nur für Slowenien, auch bei uns gibt es Menschen, die sich zur Minderheit zählen, wenn es zu ihren Gunsten ist oder nur dann, wenn sie einen Nutzen davon haben. Ich verfolge die slowenischen Nachrichten im Fernsehen, die Sendung Dnevnik oder auch andere, dabei kann ich mir nicht helfen, wenn sich mir bei der slowenischen Politik immer ein Gedicht meines Schulkameraden und Freundes Feliks Bister aufdrängt. Ich führe es mit einer klitzekleinen Änderung an: „Mit Volksprinzip trat ich in die Fabrik, da kamen Phrasen mir zu Ohr und Tränen strömten hervor.“

Finden Sie, dass sich das beidseitige Interesse der Menschen für die Nachbarn jenseits der Grenze, seit Slowenien gemeinsam mit Österreich in der EU ist, verstärkt hat?

Slowenien und Österreich haben sich dort angenähert, wo man auf Vergünstigungen und Profite hofft, aber dadurch vernachlässigen sie zunehmend ihre geistige Entwicklung. Das Kärntnertum tritt auch auf diesem Gebiet unangenehm hervor. Die Abscheu des Kärntnertums für das Slowenentum ist sichtbar, hörbar und spürbar.

Vertreten Sie noch immer Ihre Aussage, „dass der slowenische Staat eine solche Minderheit hat, wie er sie sich in den letzten Jahrzehnten verdiente, und die Minderheit ein Mutterland hat, wie sie es sich heute verdient“?

Ich denke, dass dem nichts hinzuzufügen ist, höchstens dies, dass beide währenddessen in ihren Themen einen Schritt weitergekommen sind. Dem slowenischen Staat kann man nicht vorwerfen, dass er nicht für das Bestehen der slowenischen Volksgemeinschaft gesorgt hat. Für unser Schwinden in Kärnten sind wir selbst verantwortlich. Alles weist darauf hin, dass die Sprache nur noch in Hochgebildeten und sturen Einzelnen erhalten bleiben wird, ohne Unterstützung des Mutterlandes, aus eigener Kraft, aus den Dörfern und Weilern wird sie verschwinden. In Sielach bei Sittersdorf, wo ich schon über 30 Jahre lebe, beherrscht der Nachwuchs wahrhaftig in keinem Haus mehr die slowenische Sprache,

kein einziges Fünkchen, sie ist im Keim des Stammbaums erstickt. Vor mehr als 100 Jahren gab es in Sielach 156 Einwohner, davon haben nur 40 Deutsch gesprochen, wie es dem Kärntner Gemeindelexikon aus dem Jahr 1900 zu entnehmen ist. Sogar im letzten Zipfel, auf Kärntens Westseite, im heutigen Lesachtal (slow. Leška dolina), wurde einst Slowenisch gesprochen. Die Sprache haben wir selbst entfernt und der slowenische Staat, wenn er dann noch existieren wird, wird diese Tatsache bedauernd zur Kenntnis nehmen, sie davor aber noch selbst dokumentieren. Wir selbst schreiben die Erklärungen, wir selbst begründen unser Schwindeln, anstatt all unsere Energie für das Erhalten der Kultur zu nutzen. Die Vorstufe findet in diesen Tagen in Graz statt, der Beginn einer Studie, welche die nächsten zwanzig Jahre „die zweisprachige literarische Realität der Kärntner Slowenen und deren Position im überregionalen Raum der literarischen Interaktion“ erforschen wird. Gerade bei den slowenisch Schreibenden merkt man schon heute, dass deren Schreiben in die Einsprachigkeit zielt. Warum sollte sich der slowenische Staat um uns kümmern, wenn wir selbst nicht einmal für das Fundamentalste sorgen.

Viel besprochen wurden in diesem Kärntner Frühling Ihre „Weißen Flecken“, ein Mini-Essay in der Kärntner Wochenzeitung Novice, in dem Sie ausschweifend über das tragische Schließen der slowenischen Sparkassen, der Posojilnicah, geschrieben haben, den „letzten Stationen der heimischen Sprache“ auf dem Kärntner Land, und uns wissen ließen, dass die Ausmaße der Konsequenzen des Zusammenbruchs des slowenischen Bankenverbands und das Umformen in Darlehnskassen nicht nur die Wirtschaft betreffen. Können Sie über die Schuld und Sünde in diesem Fall etwas mehr sagen?

Einst, so ähnlich beginnen Märchen, war das Beherrschen der Sprache eine Bedingung für das Ansiedeln. In slowenischen Unternehmen werden keine Slowenischkenntnisse mehr von den Angestellten verlangt. Das Beherrschen der Sprache ist nichts mehr wert und ist nebensächlich, die Nationalität wurde gegen den Profit getauscht. Dabei sollte und müsste gerade die Wirtschaft, einzig und allein, wenn sie psychologisch auch nur ein bisschen gebildet ist, die Bedeutung der Sprache ausschlaggebend unterstützen. Vor Jahrzehnten, als ich gemeinsam mit meiner Frau noch bei Rutar in Eberndorf einkaufte, hat die Kassiererin

auf unser slowenisches „srečno“ (Machen Sie's gut) immer auf Deutsch geantwortet. Inzwischen hat sich Rutar auch in Slowenien angesiedelt, wo der Mut keiner so schlimmen Prüfung ausgesetzt ist wie im heimischen Jauntal. In den landwirtschaftlichen Genossenschaften in Bad Eisenkappel und in Eberndorf sprechen die Angestellten ausschließlich Deutsch. Dabei liegt das Jauntal sprachlich noch auf der sonnigen Seite, was ist aber mit allen anderen Standorten im Rosen- und im Gailtal?

Man wartet, dass die Zeit reift, und der Nachbar erneut seinen Nachbarn denunziert ...“; schreiben Sie in Ihrem neuesten Roman. Eine nicht gerade optimistische Vorhersage, trotz allem aber haben sich die Verhältnisse in Kärnten verbessert, oder nicht? Heute würde sich das Ereignis, das vor zwei Jahrzehnten passierte, als Sie mitten in Klagenfurt wegen einiger slowenischer Wörter angegriffen wurden, wahrscheinlich nicht wiederholen? Ich denke, dass Sie sich sehr irren und sich jeder Optimismus über Nacht wenden kann. Im Kärntner Menschen, wenn nicht sogar im Österreicher, blubbern latent nazistische Blasen, die jederzeit aufplatzen und an die Oberfläche steigen können. Kärnten hat den Nazismus nie besiegt. Es konnte ihn in seinen Köpfen nicht besiegen, weil es keine anderen Köpfe gab und man Köpfe nicht austauschen kann. Einige solcher Blasen steigen immer wieder empor, in unserer politischen Öffentlichkeit sogar regelmäßig. Klar, dass sie von der Öffentlichkeit zurückgewiesen werden, aber das ist nicht entscheidend. Entscheidend ist, dass sie unterirdisch glimmen und dort löscht sie keiner.

Stimmen Sie der Beurteilung nicht zu, dass es dennoch, langsam und mühsam, aber immerhin auch mit den zweisprachigen Beschriftungen bzw. Ortstafeln besser wird? Obwohl es stimmt, dass in Ihrem Dorf, slowenisch Sele in der Gemeinde Žitara vas, Sittersdorf immer noch lediglich der deutsche Name angeführt ist. Warum das?

Der österreichische Staatsvertrag wurde 1955 abgeschlossen, mit den Bestimmungen, welche die slowenische Volksgruppe betreffen. Mehr als 60 Jahre später wurden die Bestimmungen verwirklicht, und auch das mit Widerwillen und überaus engstirnig. All das ist zu spät und nur noch Kosmetik. Die Politik des Hinauszögerns hat sich zum Nutzen der Deutschtümler bewährt. Der Gemeindeausschuss in Eberndorf hat auf

eigene Faust darüber diskutiert und abgestimmt, ob wir den Staatsvertrag einhalten sollen oder nicht. Wer kann mit einem solchen Verstand zufrieden sein? Mein Heimatort Sele/Sielach hat keine slowenische Aufschrift, weil sich der Bürgermeister, aus Angst vor wenigen Stimmen, keine aufzustellen traut. Tichoja, der Wohnort des Bürgermeisters, hat eine zweisprachige Ortstafel, obwohl der Bürgermeister kein Slowenisch spricht und sich nicht zur Minderheit zählt. Meine Familie und die Mehrheit der Ortsbewohner, die wir bei der Gemeinde eine Bittschrift für eine zweisprachige Ortstafel eingereicht haben, bekommen keine. Die Grotesken passieren bei uns im Kleinen.

*Es waren schlimme Zeiten.
Wie ist es jetzt?*

Roman Verdel, Direktor der Slowenischen
Musikschule in Kärnten

30. September 2017

Geehrter Roman,
seit ich Kärnten und das reiche Kulturangebot der Kärntner Slowenen näher kennengelernt habe, treffe ich Sie oft. Gewöhnlich auf der Bühne: als Chorleiter, Dirigent, Pianist, Komponist, Autor interessanter Arrangements. Manchmal auch als Führer durch Ihr Ferlach, im Herzen des Rosentals zwischen der Drau und den Karawanken, und in Ihrem zweisprachigen Kindergarten „Du und Ich – Jaz in Ti“. Ab und zu scherzt jemand, dass Sie mit Sicherheit einen oder mehrere Doppelgänger haben, im Sinne davon, dass es fast unmöglich ist, dass all das ein einziger Mensch schaffen könnte. Sie aber schaffen das anscheinend. Wie? Es ist nicht lange her, dass wir uns das letzte Mal trafen, es war auf einem Konzert während der Kulturwoche in Ferlach, wo auch Jazzmusiker Ihrer Slowenischen Musikschule auftraten, von den Chören gleich zwei, aus Ferlach und Sielach, welche Sie leiten. Wahrscheinlich sind es

nicht die einzigen unter Ihrem Taktstock? Ist es überhaupt möglich, die Auftritte all Ihrer Chöre, die im Laufe eines Jahres stattfinden, zu zählen? Sie sind ein musikbegeisterter Mensch, sie schreiben sie sogar selbst, sowohl religiöse als auch weltliche. Beim diesjährigen Konzert „Kärnten singt“ empfand ich das Erleben der Uraufführung Ihres Chorwerks aus vier auserlesenen Liedern von Milka Hartman für den gemischten Chor, einen Solisten und das Orchester als besonderes Privileg. „Es soll mein Lied ertönen!“ haben Sie es betitelt und Ihr, wie Sie es sagen, „Abbild der Geschehnisse zwischen den Kärntner Slowenen im 20. und 21. Jahrhundert“ mit optimistischen Tönen ausklingen lassen. Betrachten Sie die Zukunft Kärntens und seiner Slowenen also optimistisch?

Die Zeit Mitte der Siebziger, als Sie begannen, sich ins Kulturleben einzumischen, war sicher nicht optimistisch, eher das Gegenteil. Wie haben Sie die Jahre des aggressiven Entfernens der zweisprachigen Aufschriften erlebt, als, aufgrund des groben politischen Drucks der deutschsprechenden Mehrheit, unter den Kärntner Slowenen Resignation und Kulturschweigen eintraten? Ich weiß, dass Sie nicht geschwiegen haben. Mit einer Gruppe junger Leute haben Sie im Rahmen des Slowenischen Kulturvereins Ferlach, dessen Vorsitzender Sie nun sind, das Ensemble Drava gegründet. Wie erinnern Sie sich an diese Anfänge und was hat Sie dazu angeregt? Ein Vorbild von Zuhause? Es wäre schön, etwas mehr über die Familie zu erfahren, in der Sie aufgewachsen sind.

Und Ferlach, bekannt für seine Gewehrtradition, und die Slowenen dort heutzutage? Sie leben nur zehn Kilometer von Slowenien entfernt, aber wir alle wissen, dass die Kilometerzahl nicht immer das richtige Maß ist. Ist Slowenien für Sie weit oder nah? Ich weiß auch, dass Sie besonders stolz auf Ihren zweisprachigen Kindergarten „Du und Ich“ sind. Sie waren dessen Anreger, von der Gründung im Jahr 1997 an auch Vorsitzender dieser Einrichtung. Sicher war es nicht einfach, aber sie haben durchgehalten und dieses Jahr feiert der Kindergarten bereits sein 20-jähriges Jubiläum, und die Zahl der Einschreibung wird immer größer. Mit wie vielen Kinder haben Sie begonnen und wie viele sind diesen Herbst inskribiert? Jedenfalls hat sich das interessante sprachpädagogische Konzept aus Ferlach, das Kinder im Alter von eins bis neun Jahren einschließt, mehr als nur ein bis zwei Wörter verdient. Einschließlich der Betonung, dass die Kinder unbelastet lernen, wenn sie in einem

Umfeld aufwachsen, wo die Sprechenden die Sprache mit Liebe sprechen. Wie ist es also mit dieser Liebe?

Wir müssen noch etwas über Ihren Hauptberuf, den Sie schon Jahrzehnte lang ausüben, sagen. Die Slowenische Musikschule in Kärnten, die im Jahr 1987 als Privatschule gegründet wurde und deren langjähriger Direktor Sie sind, hat wegen der negativen Einstellung zur slowenischen Sprache und der Musikausbildung in dieser Sprache schlimme Zeiten durchgemacht. Jedoch hat sie die ganze Zeit über, mit den zahlreichen Auszeichnungen, die sie auf regionalen, staatlichen und internationalen Wettbewerben erworben hat, ihre Durchsetzung bewiesen. Mehr als alle Auszeichnungen jedoch ist für Sie wahrscheinlich von äußerster Wichtigkeit, dass Ihre Schüler mit Ihrem Wissen das kulturelle Wirken der Kärntner Slowenen bereichern. Heute ist sie in das System der Landesmusikschulen miteinbezogen, aber mit einer drastisch verringerten Anzahl von slowenischen Lehrern und folglich auch Schülern. Bleiben Sie trotz all dem auch in dieser Hinsicht optimistisch?

Weil es die Kultur ohne Politik nicht gibt, reden wir zum Schluss noch über die sich nähernden Staatswahlen, und welche Auswirkungen diese auf die Landeswahlen im nächsten Jahr haben werden. Was erwarten und was wünschen Sie sich?

Darka Zvonar Predan

Auf einmal sprechen sie Slowenisch

Geehrte Darka!

Manchmal wundere ich mich selbst, wie viel Energie ich habe und was ich alles tue. Jedenfalls bin ich davon überzeugt, dass es am wichtigsten ist, dass man bei seiner Arbeit und seinem Wirken glücklich ist und es nicht als Anstrengung wahrnimmt, auch wenn man manchmal etliche Hürden überwinden muss. Die Voraussetzung für alles ist der Erfolg. Ich bin Musiker und Slowenist von Beruf. Beides liegt mir am Herzen. Das Vermitteln von Musik und der slowenischen Sprache. Beides war schon immer in Kärnten präsent und konnte selbst von der Brutalität des Zweiten Weltkriegs nicht vernichtet werden. In unserer Familie

wurden im Zweiten Weltkrieg acht Familienmitglieder ermordet, nur weil sie Kärntner Slowenen waren. Dessen war ich mir immer bewusst. Ich hatte die Möglichkeit zu studieren, es war also selbstverständlich, dass ich nach Kärnten zurückkehre, um zu versuchen, das Niveau der slowenischen Kultur und der Sprache zu heben. Erfolge und die langjährige Erfahrung geben mir die nötige Energie für all meine Tätigkeiten.

Schon seit ich vier war, beschäftigte ich mich mit Musik. Damals bekam ich meine erste Harmonika. An den Sonntagen konnten wir eine Stunde lang den Radiowünschen lauschen. Ich saß vor dem Radio und folgte den Melodien von Avsenik und Slak. Das war Ende der Sechziger. Noten besaß ich keine, ich konnte aber alle Melodien auswendig. Später besuchte ich eine deutsche Musikschule, weil es zu jener Zeit noch keine slowenische gab. Später war ich der einzige Kärntner Slowene auf dem Kärntner Landeskonservatorium, und das auch nur deshalb, weil der damalige Direktor, der höchst deutschnational orientiert war, nicht bei den Aufnahmeprüfungen anwesend war. Die Slowenen hatten eigentlich keinen Zugang und als er erfuhr, dass ein Schüler des Slowenischen Gymnasiums aufgenommen worden war, tobte er vor Wut. Ich bin in einem vollkommen deutschen Umfeld aufgewachsen. Heute spreche ich in Ferlach fast ausschließlich Slowenisch. Das ist nicht selbstverständlich. Die Musik war mit Sicherheit der Anlass für diesen Zustand. Deshalb blicke ich auch optimistisch in die Zukunft. Natürlich ändert sich die Situation. Ich werde von Menschen angesprochen, von denen ich überhaupt nicht wusste, dass sie Slowenisch können. Die slowenische Sprache hat in der Öffentlichkeit eine andere Bedeutung bekommen. Plötzlich sind sich die Menschen der Vorteile der Zwei- und Mehrsprachigkeit bewusst, und singen gerne slowenische Lieder. Für einen solchen Zustand muss man arbeiten. Wenn wir auf die Frage zurückkommen, wie viele Termine ich jährlich habe, muss ich feststellen, dass ich mich mehr als 180 Abende im Jahr musikalischen, politischen und Tätigkeiten im Verein widme. Ich habe motivierte Gefährten, deshalb blicke ich motiviert in die Zukunft.

Im Jahr 1970 begann ich, das Slowenische Gymnasium zu besuchen. Das war für mich sehr schlimm. Ich hatte nämlich auch die Prüfung für das deutsche Gymnasium bestanden, das ich unbedingt besuchen

wollte, weil der Unterricht dort vormittags stattfand. Auf dem Slowenischen Gymnasium gab es bis zum Mai 1975, als wir in ein eigenes Gebäude umsiedelten, nur Nachmittagsunterricht. Ich erinnere mich an das Jahr 1972, als die Ortstafeln niedergestoßen wurden, dass wir auf dem Schulweg von der Gendarmerie begleitet wurden, weil wir im Schillerpark physisch angegriffen wurden. Wir waren sehr verängstigt. Mein Vater war einige Male die Zielscheibe von Rassisten, die Böller auf sein Auto und auf unseren Hof warfen. Im Jahr 1974 gründeten wir in der Familie das Ensemble Drava, die erste slowenische Nachkriegsgruppe in Ferlach. Das war eine Sensation. Ferlach war als slowenischer Ort abgeschrieben. Im Jahr 1981 gründete ich als Student noch den Männerchor in Ferlach und auf einmal gab es in der Gemeinde zwei slowenische Gruppen. Im gleichen Jahr wurde mein Vater Vorsitzender des Slowenischen Kulturvereins, wir kauften das Kulturhaus beim Cingelc, das eine Bruchbude war, die wir kurzerhand renovierten. Er und meine Mutter haben riesige Verdienste um die Blütezeit der Vereinstätigkeit. Es entstanden gleich zwei Schauspielergruppen und auf einmal war der Aufschwung da. In unserer Familie haben wir immer gesungen und musiziert. Auch bei meinen Vorfahren, die ich nicht kannte, war es so. In der Familie meiner ermordeten Großmutter hatten sie auf dem Bauernhof ihre eigene Kapelle. Die Familie meiner Mutter, die in Remschenig bei Eisenkappel lebte, hat den Partisanen geholfen, was dazu führte, dass sie am 13. Oktober 1943 ins Konzentrationslager abgeführt wurden. Meine Großmutter, ihre drei Schwestern und zwei Ehemänner. Mein Großvater diente in der deutschen Armee und musste, als er Urlaub hatte und nach Hause durfte, feststellen, dass seine gesamte Familie deportiert worden war, obwohl er und noch zwei seiner Brüder in der deutschen Armee dienten. Daraufhin kehrte er nicht in die Armee zurück, weshalb er einige Tage später von den Deutschen getötet wurde. Keiner der Deportierten überlebte den Krieg. Allein unter meinen Vorfahren gab es acht Opfer. Meine Mutter spielte zufällig bei den Nachbarn und blieb daheim, weil sie von der Nachbarin versteckt wurde. Sie konnte aber nicht auf dem Bauernhof bleiben, weil sie gesucht wurde. So wurde sie von den Partisanen auf die Ouschewa mitgenommen, wo sie den ganzen Winter in Bunkern verbrachte. Sie war todkrank, starb aber nicht. Sie blieb vollkommen allein. Auch die Familie meines Vaters

aus Koprein war aktiv im Kampf gegen die Besatzungsmacht. Sie aber haben überlebt. Wir waren immer Slowenen, was wir nie gezeugnet haben, wie es zahlreiche andere getan haben, die sich in Ferlach assimiliert haben. Vielleicht ist gerade unsere Familiengeschichte der Anlass dafür, dass wir uns alle, meine Eltern, meine Schwester und mein Bruder, überdurchschnittlich für das Erhalten unserer Sprache und Kultur engagieren.

Die Liebe zur Sprache ist sehr wichtig. Darum bin ich sehr stolz auf unseren zweisprachigen Kindergarten. Wir haben mit 17 Kindern angefangen, heute betreuen wir 138. Gemeinsam mit der Universität haben wir ein pädagogisches Konzept für eine mehrsprachige Erziehung entwickelt, das heute auch zahlreiche andere Kindergärten anwenden. Letztes Jahr haben wir die erste Kleinkindgruppe gegründet (von 1 bis 3 Jahren), dieses Jahr kam noch eine dritte Kindergartengruppe dazu. Wir kauften zwei Nachbargebäude dazu, adaptierten eines und legten einen Garten an. Hinter all dem steht ein Konzept, enorm viel Logistik und viel Geld. Mir ist es gelungen, alles zu arrangieren, nur etwas Geld fehlt noch. Ich bin stolz, dass ich mit meinem Team in den letzten 20 Jahren 20 slowenische Arbeitsplätze geschaffen habe. Und das privat. Ich unterrichte schon 33 Jahre in der Slowenischen Musikschule und bin dort 20 Jahre Direktor. Sie ist eine erfolgreiche Einrichtung, die sehr wichtig ist. Während der Verhandlungen über die Integration hatte ich etliche schlaflose Nächte. Und das nicht nur wegen der deutschsprechenden Politiker, sondern wegen der Uneinigkeit, Eifersucht und Mehrgleichigkeit von uns Kärntner Slowenen. Die Situation der Uneinigkeit hat uns auf dem politischen Feld größere Erfolge verspielt. Jedenfalls haben wir als Schule immer unsere Fachkompetenz bewiesen. Ich bedaure sehr, dass wir mit der Integration die Hälfte unserer Schüler verloren haben. Ich kämpfe um jeden, damit er wieder den Unterricht an unserer Musikschule besuchen kann. Ich sehe das als meine Aufgabe und es wird mir auch gelingen. Die Musikschule ist mit Sicherheit der Hauptfaktor für ein qualitätsvolles Vorhaben der gesamten musikalischen und schauspielerischen Tätigkeit der Kärntner Slowenen. Ich bin aber auch mit Leib und Seele Professor am Slowenischen Gymnasium, das sicherlich die Institution ist, die uns als Volksgemeinschaft in Kärnten erhalten hat. Mit der Politik habe ich so meine Probleme. Ich sehe keine Zuneigung

auf der staatlichen Ebene, deshalb ist der Ausgang der Wahlen für uns Kärntner Slowenen ziemlich egal. Die Landtagswahlen sind da schon wichtiger. Ich hoffe, dass wir nicht in die alten Zeiten zurückfallen. Ich erwarte, dass uns endlich die Rechte zuteil werden, die wir als gleichberechtigte Staatsbürger schon längst haben müssten.

Roman Verdel



*Die Blutstheorie werde
ich nie verstehen*

Luca Kaiser, Politologiestudent, Sohn des Kärntner
Landeshauptmanns, Kärntner Slowene ohne slowenische Wurzeln

14. Oktober 2017

Der 23-jährige Klagenfurter Luca Kaiser ist wegen seines Studiums und seiner Arbeit im Bundesparlament gelegentlich Wiener, ein ganz besonderer junger Mann. Nicht weil er der Sohn eines bedeutenden österreichischen sozialdemokratischen Politikers ist, des Landeshauptmanns von Kärnten Peter Kaiser und Larissa Krainer, Professorin an der Klagenfurter Universität, und auch deshalb nicht, weil er morgen an den Bundeswahlen auf der Liste der Sozialdemokraten fürs Bundesparlament kandidiert. Das, was ihn so besonders macht, ist die Tatsache, dass sich der Sohn deutschsprechender Eltern, die kein Slowenisch sprechen, ohne slowenische Wurzeln, als Kärntner Slowene bezeichnet. Wenn das für das weltbürgerliche Wien nicht einmal so ungewöhnlich ist, ist es das gewiss für Kärnten.

Luca, sind Sie dafür, dass wir dieses Gespräch auf Slowenisch führen?

Natürlich. Das ist eine gute Übung für mich, weil ich, seit ich in Wien studiere, weniger Kontakt mit dieser Sprache habe.

Mit der slowenischen Sprache sind sie als dreijähriger Knirps im zweisprachigen Klagenfurter Kindergarten in Kontakt gekommen. Äußerst ungewöhnlich für das damalige Kärnten, dass Sie von Ihren Eltern, deutschsprechenden Österreichern, dort eingeschrieben wurden.

Nicht für meine Eltern, da sich beide schon immer der Bedeutung und der Geltung der Zweisprachigkeit bewusst waren. Wirklich keiner von beiden konnte Slowenisch, meine Mutter aber arbeitete bei der zweisprachigen Zeitung Tango mit, mein Vater hat sich immer für die Minderheit und deren Interessen eingesetzt, für ihre Rechte, die im österreichischen Staatsvertrag verankert sind. Als ich drei Jahre alt war, haben sie mich in einen zweisprachigen Kindergarten eingeschrieben, als ich

schulreif war, haben sie die Entscheidung mir überlassen. Weil alle meine Freunde in eine zweisprachige Volksschule gingen, entschied ich mich, dass ich ihretwegen auch diese Schule besuchen möchte. Erst also in eine zweisprachige Volksschule, danach, mit zehn Jahren, als ich erneut vor die Entscheidung gestellt wurde, wählte ich das Slowenische Gymnasium in Klagenfurt. Schon damals war mir bewusst, dass eine zweisprachige Ausbildung lauter nützliche Seiten hat. Wenn ich keine zweisprachige Schule besucht hätte, hätte ich das größte Kapital vergeudet, dass ich heute überhaupt habe.

Waren Sie der Einzige im Kindergarten aus einer Familie mit deutschsprechenden Österreichern ohne slowenische Wurzeln?

Für den Kindergarten kann ich mich nicht erinnern. Im Slowenischen Gymnasium waren wir, wenn ich mich recht erinnere, zu viert, die keine zweisprachigen Eltern hatten und von uns Vieren haben nur ich und ein Mädchen an dieser Schule maturiert.

Wahrscheinlich war es für Sie am Slowenischen Gymnasium nicht immer leicht?

Wirklich nicht. Ich weiß nicht, ob sie bis dahin überhaupt schon ein ähnliches Beispiel dort hatten. Jedenfalls hätte ich, als Kind einer Familie, in der ausschließlich Deutsch gesprochen wurde, slowenischen Förderunterricht benötigt, den es aber damals noch nicht gab. Erst in der zweiten Klasse wurde er dann wegen mir organisiert, von der zweiten bis zur vierten Klasse habe ich diese Hilfe bekommen. Heute ist, denke ich, am Slowenischen Gymnasium so ein Unterricht für Kinder von Eltern, die nicht zweisprachig aufgewachsen sind, Alltag.

Nach der Matura am Slowenischen Gymnasium haben Sie für das Politikstudium in Wien inskribiert. Haben Sie es in dieser Zeit je bereut, dass Sie das slowenische Gymnasium besucht haben?

Nein, nie. Das Einzige, was mich hin und wieder gestört hat, war die Erkenntnis, dass die Minderheit mit ihren Problemen, die sie der Mehrheit oftmals vorwirft, selbst auch ausschließend. Das habe ich einige Male erlebt.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Natürlich. Als wir beim Deutschunterricht die Aufgabe bekamen, einen Brief an den damaligen Landeshauptmann Haider zu schreiben, und das über den Streit wegen zweisprachigen Ortsbeschriftungen, habe ich in meinem Aufsatz vermerkt, dass ich als Kärntner Slowene nicht verstehe, warum wir keine zweisprachigen Ortstafeln haben können. Meine Lehrerin hat meinen Satz korrigiert, weil ich kein Kärntner Slowene bin, und darum nicht so schreiben kann. Ich verstehe das noch heute nicht. Wie kann mir eine Lehrerin am Slowenischen Gymnasium das Recht nehmen, dass ich mich für einen Kärntner Slowenen halte, gleiches das nicht dem Ausschließen, welches die Minderheit der Mehrheit vorwirft?

Wahrscheinlich schon. Natürlich interessiert es mich, woher Ihr Beharren darauf, dass Sie ein Kärntner Slowene sind?

Eigentlich fühle ich mich schon so, seit ich drei bin, weil mein Umfeld die ganze Zeit ausgesprochen zweisprachig war, meine Freunde waren größtenteils zweisprachig und mir wäre nie in den Sinn gekommen, dass ich kein Kärntner Slowene bin. An der Slowenischen Musikschule habe ich Marimba, ein großes Xylofon, spielen gelernt, und ich habe beim Klagenfurter SAK, dem Slowenischen Athletikklub, Fußball gespielt. Es gab auch harte Zeiten. Als ich 15 war, spielten wir gegen eine andere Mannschaft in einer Stadt außerhalb von Klagenfurt – dort wurden wir von unseren Gegnern als „Tschuschen“ und „Jugos“ beschimpft und über die Karawanken zurück nach Slowenien geschickt. Auch da habe ich keinen einzigen Moment daran gedacht, mich von der Minderheit zu distanzieren. Ich habe gesagt, wenn wir zusammenhalten, werden wir gewinnen. Und so war es auch. Kurzum, auch in schweren Momenten habe ich nie daran gedacht, dass ich kein Kärntner Slowene bin, deshalb konnte ich auch nicht verstehen, dass mir jemand anderer dieses Recht nehmen will. Die Blutstheorie ist etwas, das ich nie verstehen werde.

Wundern sich Ihre Altersgenossen über Ihre Wahl nicht?

Nein, die Jugend ist anders als die Älteren, die noch den Ortstafelsturm, das Umstoßen der zweisprachigen Tafeln in Kärnten erlebten, die mit Haider aufwuchsen, der den Geist jener Zeit bestimmte. Die Jugend,

die mit offenen Grenzen aufwächst, ist wirklich anders, also bin ich diesbezüglich optimistisch.

Wie fühlen Sie sich in Wien als Kärntner Slowene?

In Wien weiß man nicht so viel über die schwierige Frage der slowenischen Minderheit, es ist dort also gar kein Thema. In meiner Arbeit, ich bin nämlich ein Mitarbeiter des Bundesparlaments, kommt mir das Slowenische gelegen, wenn eine Delegation aus Slowenien kommt. Dann nimmt mich mein Chef im Parlament, Philip Kucher, mit, weil ich im ganzen Parlament meines Wissens der Einzige bin, der Slowenisch spricht. Natürlich neben Ana Blatnik, der Bundesrätin, der Kärntner Slowenin mit slowenischen Eltern.

Sie arbeiten also neben dem Studium?

Ich arbeite im Parlament als Mitarbeiter, nebenbei studiere ich.

Die Jungen verlassen nicht nur Slowenien, sondern auch Kärnten. Haben Sie vor, nach Ihrem Studium heimzukehren?

Ich weiß nicht, meiner Meinung nach irgendwann schon. Einige Zeit bleibe ich in der Politik, dann möchte ich damit abschließen und mich etwas anderem widmen. Ich möchte kein klassischer Politiker werden, der nie etwas anderes getan hat, zum Beispiel im privaten Sektor. Wenn man nie in einem Unternehmen angestellt war, in einem anderen Sektor, wie soll man dann dessen Probleme erörtern?! Natürlich werde ich mein Leben lang ein politisches Wesen bleiben.

Wie Ihr Vater?

Mein Vater war, bevor er Landeshauptmann wurde, eineinhalb Jahre Landesrat, Mitglied der Landesregierung, davor war er nie von der Politik abhängig.

Denken Sie darüber nach, wie man das Weggehen der jungen Generation stoppen könnte?

Natürlich, weil das mit Sicherheit eine der größten Schwierigkeiten ist. Das eine ist, wenn junge Menschen vom Land in die Stadt kommen,

das andere aber, wenn sie zum Studieren wegziehen und nicht zurückkehren. Meiner Meinung nach sind drei Schritte nötig: Der erste ist die Ausweitung des Angebots der Studienrichtung in Kärnten, dieses müsste größer sein, damit die junge Generation nicht so massenweise woandershin gehen muss, diejenigen aber, die fortziehen, müsste man trotzdem irgendwie mit Kärnten verbinden. Wie? Für den Studenten in Wien ist das Monatsticket für den Stadtverkehr um die Hälfte billiger, wenn er einen festen Wohnsitz in Wien hat. Niederösterreich hat etwas getan, was man auch in Kärnten tun sollte: Seinen Studenten, die nach Wien studieren gehen, zahlt die Gemeinde diesen Unterschied, sodass diese kein ökonomisches Interesse haben, einen festen Wohnsitz in Wien zu haben. Die Kärntner Gemeinden könnten sich zusammentun und eine solche Lösung finden. Das wäre also der zweite Schritt. Wenn man aber möchte, dass die Jungen zurückkehren, müssten natürlich Arbeitsplätze für sie bereitstehen. Deshalb ist es wichtig, in moderne, innovative Sektoren zu investieren, weil aufgrund der Digitalisierung viele Arbeitsstellen verloren gehen werden. Neue Arbeitsplätze sind also der dritte Schritt. Wenn ich mich mit Freunden unterhalte, sagen alle, dass sie spätestens, wenn sie eine Familie gründen, zurück nach Kärnten kommen möchten, wegen der schönen Natur und der sauberen Luft ...

Mal sehen, was die Zeit bringt. Die Kärntner Slowenen, zumindest die meisten, wünschen sich sicher, dass der jetzige Landeshauptmann, welcher der Minderheit und deren Problemlösungen wohlgesinnt ist, seine Position behält. Das hat sich auch bei der Kompromissuche im Zusammenhang mit der neuen Landesverfassung gezeigt, die so manchen in der Minderheit nicht zufriedengestellt hat, obwohl endlich die slowenische Volksgruppe darin erwähnt wird. Jedoch wird das Slowenische neben dem Deutschen nicht als zweite Landessprache anerkannt. Was meinen Sie zu diesem Problem?

Dieses Problem ist jetzt vorbei. Vor allem müssen wir betonen, dass es sich wirklich um einen historischen Beitrag handelt, dass die slowenische Minderheit zum ersten Mal ausdrücklich in der Landesverfassung erwähnt wird. Die slowenische Minderheit ist die erste und einzige Minderheit in Österreich, die das erreicht hat, Kärnten aber auch das einzige Land in ganz Österreich, das sich damit rühmen kann.

Was würden Sie zum Verhältnis ihrer Generation zur Politik sagen?

Ich bemerke, dass die junge Generation kein großes Interesse an Politik hat, aber das kann man schließlich ändern. In unser Parlament kommen öfter Jugendgruppen, die ich gemeinsam mit meinem Chef, Herrn Kucher, durch das Parlament führe, worauf noch ein Gespräch mit ihnen geführt wird. Es ist schwierig, sie zu einer Diskussion zu motivieren, weil keiner Fragen stellen möchte, wenn man sie aber fragt, ob sie zum Beispiel mit dem Schulsystem zufrieden sind, antworten einige mit „nein“, und man fragt dann, warum nicht, und das ist schon Politik. Einige sagen, dass sie wegen Schwierigkeiten mit der Zentralmatura unzufrieden sind, andere wiederum, weil sie keinen Ganztagsunterricht haben und ihre Eltern privaten Förderunterricht bezahlen müssen. Das heißt, dass sie nicht uninteressiert an Politik sind, und man muss ihnen erläutern, dass sie sich engagieren müssen oder zumindest darüber informieren, wer etwas befürwortet und wer sich dagegen ausspricht. Kurzum, man muss sie nur richtig anzusprechen wissen.

Und das Verhältnis Ihrer Generation zur Geschichte?

Welcher Geschichte?

Sagen wir mal des Kärntner Raums.

Das Wissen darüber, was es nicht mehr gibt, ist wichtig für den jetzigen Zustand. Wenn man sich der Geschichte nicht bewusst ist und nicht weiß, wie es dazu gekommen ist, dass wir jetzt zweisprachige Ortstafeln haben, was es für die Minderheit bedeutet hat, dass ihr die Mehrheit dieses Recht nicht zuerkannt hat, obwohl es durch den österreichischen Staatsvertrag sichergestellt wurde, was dies bedeutete, nicht nur auf der Ebene der Gesetzgebung, sondern für die Gefühle der Minderheit, dann verliert man auch das Gefühl dafür, wie viel Anstrengung nötig war, zum heutigen Ergebnis zu kommen. Dabei denke ich nicht nur an die Fragen der Minderheit, sondern auch an die Frauenrechte und der Demokratie an sich. Bei all diesen Themen ist ein Geschichtswissen dringend notwendig, ein historisches Gedächtnis, damit man sich bewusst ist, zum Beispiel, dass eine Frau heute die gleichen Rechte hat wie der Mann. Das Kennen der Geschichte ist sehr wichtig, jedoch merkt man, dass es den Jungen daran fehlt. Heutzutage beanspruchen

die Geschwindigkeit und Menge an Informationen so viel Zeit, dass einem die Zeit für vertieftes Lesen und Erwägungen fehlt. Die heutige Lebensweise führt zur Oberflächlichkeit – was nicht nur ein psychologisches Problem ist, sondern ein Gesellschaftliches.

Was könnten Sie über das Wissen sagen, das Ihnen das Slowenische Gymnasium vermittelt hat?

Weil die Betonung auf der Sprachausbildung liegt, gab es ein kleines Manko bei den naturwissenschaftlichen Fächern, was aber nicht bedeutet, dass die Schule in diesem oder jenem Sektor besser oder schlechter ist, es ist lediglich eine Frage der Gewichtung. Obwohl mein Slowenisch schlechter war als das meiner Mitschüler, die sich zu Hause auf Slowenisch unterhielten, hatte ich zum Beispiel keine Schwierigkeiten bei Mathematik, Geschichte und anderen Fächern. Es stimmt auch, dass mein Slowenisch damals besser war als heute, weil ich regelmäßig damit in Kontakt war, in der Klasse hatte ich auch ausschließlich slowenischsprechende Mitschüler, mit denen ich Slowenisch sprach. Am meisten Schwierigkeiten hatte ich, als ich aus dem Lateinischen ins Slowenische übersetzen musste. Ich glaube, dass ich keinen einzigen Satz grammatikalisch richtig übersetzt habe, dabei wusste niemand, in welcher Sprache, im Slowenischen oder Lateinischen, ich den Fehler gemacht hatte. (Lachen)

Nun, dieses Gespräch, wo nur notgedrungen ein deutsches Wort gefallen ist, zeigt, dass Ihr Slowenisch wirklich lobenswert ist.

Hui, danke. Ich muss sagen, dass ich schon lange nicht mehr so viel Slowenisch auf einmal gesprochen habe, wie gerade mit Ihnen – und ich bin dankbar für diese Gelegenheit.

*Alle gehen in die Kirche
und alle schauspielern*

Alenka Hain, Regisseurin

9. Dezember 2017

Im Stadttheater Klagenfurt werden erneut die traditionellen Landeskulturpreise verliehen. Unter den diesjährigen Preisträgern ist auch die slowenische Regisseurin Alenka Hain, geboren in Kranj (SLO). Nach dem abgeschlossenen Slawistikstudium in Ljubljana bildete sie sich in Amsterdam im Bereich Choreografie und Tanz weiter. Schon mehr als ein- einhalb Jahrzehnte lebt sie in Klagenfurt, hilft den slowenischen Kulturvereinen in Kärnten in Sachen Regie und bringt Vorstellungen in ganz Kärnten auf die Bühnen.

Zuerst möchte ich Sie beglückwünschen. Wie ist Ihr Berufsstatus?

Ich bin selbstständige Kulturarbeiterin. Diesen Status hatte ich bereits in Slowenien, wo es viel schwieriger ist, ihn zu erlangen, ich habe in dort jedoch zurückgegeben, weil ich jetzt in Österreich lebe und arbeite. Hier habe ich den Status wegen meiner hohen Bildung sofort bekommen.

Wie hat es Sie aus Kranj, nach Ihrer Rückkehr aus den Niederlanden, gerade nach Klagenfurt verschlagen?

Zdravko Haderlap lud mich in den Neunzigern zu seinem internationalen Tanztheater Ikarus ein, das ich aufgrund der engagierten gesellschaftskritischen Vorstellungen höchst interessant fand. Zuerst war ich Tänzerin, nach meiner Verletzung dann Assistentin. Mit der Zeit habe ich begonnen, mit slowenischen Theatergruppen in ganz Kärnten zu arbeiten. Mein erstes Treffen mit den Kärntner Slowenen war in Rad- sberg, als Choreografin der Vorstellung von Boris A. Novaks „Velika in mala luna“ (Großer und kleiner Mond) mit dem bereits verstorbenen Regisseur Marjan Bevk.

Wie war Ihr erster Eindruck?

Als Stadtmädchen, ohne religiöse Erziehung, war ich doppelt über- rascht: als ob ich in einer längst vergangenen Zeit gelandet wäre. Auf meinen Vorschlag hin, dass wir am Sonntagvormittag üben könnten, bekam ich die Antwort: Da findet aber doch die heilige Messe statt ... Das war ich nicht gewohnt.

Bevor Sie einen Kärntner Slowenen heirateten, einen Lehrer und Freizeitschauspieler, waren Sie lange Pendlerin, und erlebten das Übel des Schengenregimes an der österreichischen Grenze. Sie kamen aus Kranj, um Vorstellungen in Kärnten zu regieren, obwohl Sie sich zunächst dem Tanz und der Choreografie gewidmet hatten. Warum dann gerade die Regie?

In Kärnten gab es keine Tänzer und ich hatte keine Lust, bei Null anzufangen. Das Theater ist bei den Kärntner Slowenen ein Teil der Tradition, so wie man in die Kirche geht, spielen alle ein Instrument und haben eine Theatergruppe. Die Kinder werden von den Eltern oder Großeltern vor die vollendete Tatsache gestellt, dass sie schauspielern werden. Ganz anders als in Slowenien, wo diejenigen auf der Bühne stehen, die das wirklich wollen. Deshalb ist unser Erfolg umso größer, wenn wir eine Auszeichnung bekommen, weil wir unsere Schauspieler nicht aussuchen, alle Kinder müssen auf die Bühne. Ein schönes Beispiel dieser Arbeit ist die Schauspielgruppe aus St. Johann im R.: 18 Kinder haben von klein auf begonnen und sind auf der Bühne aufgewachsen, vier sind bis zu meiner Vorstellung von „Jack oder eine Tasse Kaffee“ dabei geblieben.

Ihre Vorstellung wurde in Ljubljana und Wien ausgezeichnet.

In Kärnten hatte der Wiener Preis größeren Widerhall, während meiner Meinung nach die Auszeichnungen, die wir in Slowenien erhielten, gerade deshalb, weil bei uns alle schauspielern müssen, ein größerer Erfolg sind.

Haben Sie sich zusätzlich für die Arbeit mit Kindern weitergebildet?

Meine Erfahrungen sammle ich bei der Arbeit. Weil ich Pedantin und keineswegs mit allem zufrieden bin, ist es manchmal schwer: Die Vereine bekommen finanzielle Mittel nur für die Vorstellung, die man mit Anfängern in schappen zwei Monaten vorbereiten muss. Deshalb habe ich manchen Vereinen die Gründung einer ganzjährigen Theaterschule vorgeschlagen, nach dem Vorbild der Musikschule. So haben die Kinder das ganze Jahr über Zeit, sich mit der Sprache, den Bewegungen und ihren Mitspielern bekanntzumachen und entspannt auf die Bühne zu treten.

Suchen Sie sich die Vereine, mit denen Sie arbeiten, selbst aus?

Ich gehe dorthin, wohin man mich ruft. Dort, wo ich jede Woche unterrichte, ist die Arbeit leichter. In St. Michael ob Bleiburg habe ich einmal pro Woche mehrere Stunden: erst eine Stunde für Volksschulkinder,

dann für jüngere und zuletzt für ältere Teenager. Die Eltern haben langsam gemerkt, dass eine kontinuierliche Arbeit mehr Wissen liefert, und sie meckern nicht mehr darüber, was wir wohl das ganze Jahr tun, und dass wir nichts zum Vorzeigen haben ... Kurzum: Ich habe die Politik kleiner Schritte gewählt.

Sie wirken auch bei Schulprojekten mit, zum Beispiel bei „Wir reimen mit Alenka“, womit Sie Kinder für das Slowenische motivieren, sie an die Bühne gewöhnen und ihre Kreativität fördern.

Das ist etwas anderes als das Theater. Es ist schon eine Herausforderung, Schüler dazu zu bringen, ihre Kreativität zu zeigen. Mit dem Reimen war es schwierig, weil man dazu schon die Sprache beherrschen muss, und ich habe mir mit allen möglichen Dingen geholfen, auch mit dem Tanz, damit wir endlich Reime finden konnten. In den letzten Jahren ändert sich die Situation, weil man in jeder Klasse ein Kind aus Slowenien findet. Es stimmt aber auch, dass genau die Ankömmlinge so schnell wie möglich Deutsch lernen möchten. Manchmal sind die Kärntner Slowenen wütend auf die ökonomischen Migranten aus Slowenien, die versuchen, Deutsch zu sprechen, ich selbst aber sehe das anders: Diese Menschen sind nicht nach Kärnten gekommen, um dazu beizutragen, das Slowenische zu erhalten, das ist allein die Aufgabe der Kärntner Slowenen.

Sie arbeiten auch mit Erwachsenen. Letzten Sommer habe ich mir in Rinkenbergl bei Bleiburg, wo seit 1999 das viel beachtete Freilufttheater spielt, die hervorragende Aufführung „Domen“ von Josip Jurčič in Ihrer Regie angesehen. Dieses Freilufttheater wurde etliche Jahre von Franci Končan regiert, dieses Mal ersetzte ich ihn zum ersten Mal. Trotz unterbrochener Tradition – ich, die Neue und obendrein eine Frau – haben wir uns blendend verstanden. Jurčič hatten sie selbst ausgesucht, ich hätte das nicht getan, aber überall, wo ich hinkomme, versuche ich, die Spezifik des einzelnen Vereins zu verstehen und dessen Auswahl zu respektieren. Ich dränge niemandem meinen Geschmack auf, jedoch bemühe ich mich immer und überall, eine gute Vorstellung zu schaffen, egal, was man ausgewählt hat.

Für die Seele schreiben Sie auch eigene Dramen, wie etwa „Jack und eine Tasse Kaffee“ mit experimenteller Sprache und engagierter Thematik?

„Jack“ war wirklich für die Seele, „Die Sitzübungen“ noch mehr, diese

Vorstellung mag ich wirklich besonders gern. Ich habe sie geschrieben, weil mich der Balkankrieg und der Anstoß von Europa, dass die Menschen vom Balkan ebenso seien, erschütterten, als ob nicht auch Europa in den Jahrhunderten seiner Eroberungen so manches getrieben hätte, ihm aber alles verziehen wurde. In Nova Gorica (Neu-Görz) haben wir mit den Sitzübungen auf dem Festival der Jugendkultur Vizije (Visionen) den ersten Preis erhalten, genauso wie Jack zuvor. Die Aufführung hat die Menschen erschüttert, wogegen sie in Kärnten nicht so gut ankam.

Ihr nächster aufgeführter Text „Vseenost ali Goldfisch zum Mitnehmen“, der über Konsum, Egozentrismus und andere allgemeinemenschliche gegenwärtige Themen spricht, wurde von den Kärntnern gut aufgenommen. Sie schreiben aber auch Erzählungen.

Nicht viele. Ich muss so viele Theaterstücke für bestimmte Anlässe und Gruppen schreiben, dass mir für alles andere nur wenig Energie bleibt. Mit dem Schreiben dieser Texte habe ich begonnen, weil die Jugendstücke aus Slowenien für die Kärntner nicht immer passend sind. Die Jugend hier verwendet deutsche Jargon- und Slangausdrücke, nebenbei sind für sie einige Wörter schnell sehr unangemessen, auch der Inhalt, charakteristisch für die slowenische Gesellschaft, kommt nicht immer infrage. Mit Texten über Väterchen Frost beispielsweise kann ich hier nichts anfangen, weil er in der Tradition nicht existiert.

Nach so vielen Jahren kennen Sie die Kärntner Realität wohl schon sehr gut?
Die kulturelle schon, die politische weniger. Die Vorstellungen sind sehr gut besucht, die Menschen kommen schon, um zusammen zu sein. Zu großes gesellschaftskritisches Engagement auf der Bühne ist nicht erwünscht, man gesteht ehrlich ein, dass man sich entspannen möchte. Darin unterscheiden sie sich nicht von den Slowenen in Slowenien, nur dass es hierzulande keine künstlerische Spitze gibt, die auch das Bedürfnis nach etwas mehr hätte. Hier gibt es nicht, was zum Beispiel Triest mit seinem Ständigen Slowenischen Theater hat.

Wie ist das Verhältnis zwischen den Amateuren und den Profis in Kärnten bzw. Österreich?

Anders als in Slowenien, wo diese Teilung strikter ist. Es hängt vor allem

davon ab, ob man die Akademie für Schauspiel, Radio und Film besucht hat oder nicht. Wenn nicht, ist es in Slowenien unmöglich, diese Wand zu durchbrechen, die die Professionellen und Amateurschauspieler trennt. Hier ist es viel einfacher, auf den Bühnen sehe ich viele Schauspieler, die keine akademische Schauspielausbildung haben und trotzdem auf professionellen Bühnen schauspielern oder Regie führen.

Was aber ist mit der ideologischen Links-Rechts-Zerrissenheit der Kärntner Slowenen?

Auf dem Kulturgebiet ist die Zusammenarbeit immer besser, im Geiste eines höheren Ziels, damit die Sachen wirklich gut ausgeführt werden. Vor 20 Jahren waren wir zerrissener. Jetzt ist es wahrscheinlich auch wegen der allgemein schwierigen Lage so, weil die einen oder anderen nicht mehr so viel Geld bekommen wie früher; die Notlage hat sie vereint.

Was sind die Vor- und Nachteile des Lebens unter Slowenen in einem fremden Land?

Wenn man spät umzieht, mit 30 oder noch später, ist es schwieriger, wahre Freunde zu finden, denn wahre Freundschaften entstehen in der Oberstufe. Ich musste mich auch an die doppelte Verschlossenheit gewöhnen, erstens an die Verschlossenheit einzelner Dörfer oder Vereine, und zweitens an die Verschlossenheit der Kärntner Slowenen als Gemeinschaft nach außen. Aber diese Verschlossenheit ist auch auf der österreichischen Seite bemerkbar: Die Kleine Zeitung kommt nicht einmal nach St. Johann, um zu sehen, was wir treiben, obwohl unsere Vorstellungen stets mit deutschen Untertiteln versehen sind und unserer Aufführungen zwar nicht auf dem Niveau des Stadttheaters, mit Sicherheit aber auf dem Niveau der Klagenfurter Kleinkunst-Produktionen sind. Darum freue ich mich umso mehr über den Preis des Landes Kärnten, der auf unser Schaffen aufmerksam macht.

Und die Vorteile?

Wenn ich in slowenischen Zeitungen über die politischen und wirtschaftlichen Streitereien in Slowenien lese, sage ich mir leider des Öfteren, wie gut, dass ich nicht mehr in Slowenien lebe.

*Jetzt muss sich Kärnten
nicht mehr schämen*

Ana Blatnik, Landesrätin

7. April 2018

Ana Blatnik ist eine Kärntner Slowenin, die sich mit der höchsten Position in der österreichischen Politik rühmen kann. Seit 2004 ist die zierliche, scheinbar zerbrechliche Frau mit immenser Energie und kommunikativen Fähigkeiten, Abgeordnete im Wiener Parlament, genauer in seinem zweiten Heim, dem Bundesrat. Im Jahr 2014 wurde sie sogar dessen Vorsitzende. Jetzt hat sie sich von Wien verabschiedet, bei den jüngsten Landeswahlen wurde sie, auf der Liste der siegreichen Partei der Sozialdemokraten unter der Leitung des Landeshauptmanns Peter Kaiser, in den Landtag gewählt. Als Einzige unter den Kärntner Slowenen wird sie von nun an in Klagenfurt im Landesparlament die Minderheit vertreten. Dass sie nach Kärnten „zurückgekehrt“ ist, trifft es eigentlich nicht, denn sie hatte sich nie losgesagt. Ludmannsdorf in Rosental war immer ihr Zuhause, all die Jahre war sie mit zahlreichen Ämtern eng an die Politik der Kärntner Minderheit gebunden, mehr als 30 Jahre schon unterrichtet sie Logistik an der Berufsschule in Villach. Vom Unterrichten hat sie sich während ihrer Wiener Periode nicht einmal abgewandt, da ihr der Kontakt zur Jugend viel bedeutet.

Sie entstammt dem alten Gasthaus Ogris, auch Miklavž genannt, inmitten des zweisprachigen Ludmannsdorf (slow. Bilčovs), das jetzt Anas Bruder bewirtschaftet. Die Familie Ogris, Anas Opa und Oma, die ihre fünf Kinder, darunter Anas Vater Hanzi, als bewusste Slowenen erzogen, wurde im Jahr 1942 von der nazistischen Macht ausgesiedelt. Als sie 1945 nach Ludmannsdorf zurückkehrten, wirtschafteten Fremde auf deren Grund, Optanten aus dem Kanaltal in Italien. Mit solcher Besiedlungspolitik versuchten Hitler und Mussolini, die Slowenisierung Kärntens zu verhindern. Als die Familie Ogris nach dem Krieg endlich ihr Zuhause zurückbekam, musste sie wieder von Null beginnen. Und wie begann Ana? Inmitten der Koalitionsverhandlungen zwischen den Sozialdemokraten und der Volkspartei, die erfolgreich endeten, haben wir uns mit der neuen Landesabgeordneten auf den Weg ihrer Geschichte begeben.

*Sehr gern würde ich mit Ihnen in Ihrem Rosentaler Dialekt sprechen, wenn ich ihn beherrschen würde. Weil das leider nicht der Fall ist, für den Anfang die Frage, warum treten Sie unter den Kärntner Slowenen so gerne damit auf? Weil das wirklich das Meine ist, das Unsere, und weil Dialekte für mich etwas Besonderes sind. Sie offenbaren den Reichtum der Sprache. Die Besonderheiten, durch die sie sich voneinander unterscheiden, finde ich sehr interessant. Etwa das Wort „Kartoffel“ (slow. krompir) wird in Ludmannsdorf, wo wir den Rosentaler Dialekt sprechen *podzemeljšče brusče* (podsemélschtsche hruschtsche, dt. Erdbirnen, Red.) genannt, im Gailtal aber *čompe* (Tschompe), was Ihnen im Rosental nie zu Ohren kommen wird. Ich selbst gehöre zu denjenigen, die befürworten, dass man all diese unterschiedlichen Dialekte lebendig erhalten muss, weil sie unser Reichtum sind, unsere Geschichte, unser Schatz. Bei uns daheim wurde nie Standardsprache gesprochen.*

Welche Auswirkungen hatte das Aufwachsen in dem Gasthaus inmitten von Ludmannsdorf auf Sie? Ihr Opa und Vater waren nicht nur Unternehmer, Gastwirte und Händler, sondern auch bedeutende Kärntner Politiker. Angeblich hingen Sie sehr an beiden?

Sehr. Ein Gasthaus ist immer eine Art Dorfczentrum, unseres aber hatte besonders weit geöffnete Türen und darin spielte sich die örtliche Kultur ab. Wir sangen und spielten Theater auf der Bühne des Gasthauses, alle Kulturvereine von Chor bis Theater fanden bei uns ein Plätzchen. Mein Opa Janko war ein großer Kulturmensch, ich erinnere mich noch lebhaft, wie er junge Menschen unterrichtete und sie auf verschiedene Feiern vorbereitete.

Alle, die Slowenisch- und Deutschsprechenden?

Ausschließlich Deutschsprechende gab es damals überhaupt nicht. Dies war die Zeit, als wir in Ludmannsdorf alle Slowenisch konnten. Keine meiner Omas, weder mütterlicherseits noch väterlicherseits, konnte Deutsch. An das Deutsche haben wir uns in unserem Haus durch den Tourismus gewöhnt. Kurzum, unser Haus, auch als „Miklavž“ (Pri Miklavžu) bekannt, war das Zentrum, ein Sammelpunkt von Jung und Alt, auch der Kinder. Als Erste und einige Zeit sogar als Einzige in unserem Dorf besaßen wir einen Fernseher, so saßen wir Kinder mittwochnachmittags in

mehreren Reihen vor dem Bildschirm und schauten uns Kasperl an. Als die Sendung zu Ende war, hat mein Opa immer über das Gesehene gesprochen, welche Figur gut und welche böse war, und hat uns so unaufdringlich erklärt, was richtig ist und was nicht. Das war interessanter als die Sendung selbst und auch das Wichtigste. Ich erinnere mich, als ich drei war, es muss um das Jahr 1960 gewesen sein, als ich das erste Mal in unserem Gasthaus, gemeinsam mit meinem eineinhalb Jahre älteren Cousin Franček Gasser, auf der Bühne stand und in einem Schauspiel auftrat, das unser Opa für uns beide geschrieben hatte.

Allein?

Natürlich. So habe ich schon früh damit begonnen, Kultur aufzusaugen, später auch die Politik. Ich muss zugeben, dass es die Meinen nicht leicht mit mir hatten, ich war weder einfach noch brav. Ich war ein rebellischer Geist, eine Revolutionärin, und ich habe oft mit meinem Vater gestritten. Ich denke, dass genau diese Streitereien in Anführungsstrichen, besser gesagt diese lauten Gespräche, der Anlass dafür waren, dass ich damit begonnen habe, mich politisch zu engagieren. Mein Vater, ich nannte ihn „Papa“, sagte stets zu mir: „Du darfst Kritik üben, aber vergiss nicht, auch Alternativen zu bieten.“

Haben Sie so gelernt, was man dringend in der Politik benötigt, also das Vermögen zuzuhören, zu denken, seine Meinung zu vertreten?

Gewiss. Mein Vater bot mir immer Argumente an, warum etwas so ist bzw. warum es nicht so ist. Wenn ich nicht zufrieden war, und das war oft der Fall, rieb ich ihm unter die Nase: „Du und deine Harmonie.“ Denn er war ein überzeugter Befürworter des Miteinanders, der Verbindung, als Mensch war er ein großer Vermittler, nicht nur in der Ideologie.

Und in der Familie?

In unserer Familie sorgte die Mutter für alle vier Säulen. Noch heute ist sie diejenige, die uns verbindet, mein Vater ist leider vorletzten Herbst verstorben. Als wir aufwuchsen, war er nicht viel daheim, unsere Mutter war das Fundament der Familie. Mein Bruder war zu jung, um zu helfen, meine ältere Schwester hat mit 18 geheiratet und ist weggezogen, ich aber war eine Aufständische. Nicht nur zu Hause, sondern auch in der Schule.

Ihr Bildungsweg ist ganz eigen: Nach vier Jahren Volksschule schrieben Sie sich in das Slowenische Gymnasium in Klagenfurt ein, nach fünf Jahren Unterstufe in die Klagenfurter Handelsschule und danach an die Pädagogische Akademie in Graz. Zwischendurch arbeiteten Sie als Verkäuferin ...
Nach der Unterstufe am Gymnasium blieb ich daheim, damit meine Eltern etwas mehr Kontrolle über mich hatten, und arbeitete als Azubi in unserem Familiengeschäft. Dort habe ich viel gelernt.

Haben Sie dort gelernt, wie man mit Menschen kommuniziert?

Vielleicht. Jedenfalls war das genau das Richtige für mich, ich kann nämlich nicht lange irgendwo hinter einem Computer sitzen, alleine, ohne sozialen Kontakt. Ich stand irgendwie schon immer im Mittelpunkt, unter Menschen, schon in unserem Gasthaus habe ich nicht in der Küche geholfen, sondern in der Bedienung, im Service, im Geschäft war ich wieder unter Leuten. Dann besuchte ich die Handelsschule und ich begeisterte mich für Ökonomie: Wirtschaft, Buchhaltung, Mathematik, natürlich auch Sprachen.

Im Geschäft war Ihr Opa der Chef. Wie haben Sie das geschaukelt?

Ich hing sehr an meinem Opa, weil ich bis zu meinem 12. Lebensjahr bei ihm und bei Oma übernachtete, nicht bei meinen Eltern, die beide überbeschäftigt waren. Mein Opa war etwas Besonderes für mich, sehr kritisch, aber so, dass er immer alles erklärte, man musste ihn nicht um Argumente bitten. Er hatte ein außergewöhnliches Sozialgespür, er hat nicht nur von Hilfe gesprochen, er hat den Menschen wirklich geholfen, im Dorf und überall. Die Ausbildung stand für ihn an erster Stelle seiner Werte-Liste. Bei uns in Kärnten gibt es einen beliebten alten Brauch, das Schlagen mit der sogenannten Kindelrute (Anm. d. Ü. 28. Dezember – Tag der unschuldigen Kinder, an dem Kinder von Haus zu Haus ziehen und die Erwachsenen hauen dürfen) auf Slowenisch *šapanje* (schápanje) oder *tepežkanje* (tepéschkanje) genannt. Mein Opa hat sich immer zwei Tage davor Zeit genommen, um Bücher für Kinder zu kaufen. Keine Süßigkeiten, sondern Bücher. Jedes Mal kamen mehr als hundert Kinder zu uns, und diejenigen, die slowenisch schappten, bekamen bei meinem Opa mehr. Diesen Brauch habe ich von ihm übernommen. Am Tag der unschuldigen Kinder habe nun auch ich Bücher auf einem

großen Tisch, die für die Kinder bereitstehen, die kommen, sich setzen, darin blättern, lesen, und das gelesene Buch dürfen sie dann mit nach Hause nehmen. Wenn sie noch zu klein sind, kommen sie in Begleitung von Älteren, die sich dann auf den Boden setzen und ihnen vorlesen. Es gibt keinen schöneren Anblick. Diesen Winter waren 60 Kinder bei mir.

Ihr Opa war schon in der ersten Österreichischen Republik Landtagsabgeordneter in Klagenfurt?

So ist es. Er war wirklich eine besondere Persönlichkeit. Mit welcher Leichtigkeit, einfach nebenbei, er die Liebe zum Slowenischen vorantrieb und sein Wissen anderen vermittelte. Er war mein großes Vorbild, obwohl ich mir dessen, als ich jünger war, nicht bewusst war. Als ich Auszubildende im Geschäft war, war ich öfter böse auf ihn, wenn er mir nach sechs Uhr abends nach dem „Dienst“ von allem Möglichen erzählte. Er spielte das Harmonium und wir Kinder mussten stets slowenische Volkslieder mit ihm singen. Auch das ging mir damals auf die Nerven. Ich und mein Cousin Franček Gasser waren noch zu klein, um gut zu lesen, deshalb mussten wir, als wir nach der Schule heimkamen und der Opa unsere Hausaufgaben überprüfte, lesen, anstelle spielen zu dürfen. Damals habe ich mich geärgert, heute aber sind das schöne Erinnerungen, für die ich dankbar bin. Als er im Jahr 1980 starb, war ich sehr betroffen. Mein Vater hingegen wurde sich nach seinem Tod bewusst, dass er sich mehr Zeit für mich nehmen muss, und übernahm Opas Rolle.

Ansonsten aber ist Ihr Vater Landesabgeordneter und langjähriger Bürgermeister von Ludmannsdorf, mit beiden Beinen in der Politik?

Richtig, und zur Zeit des Ortstafelsturms habe ich ihn oftmals nicht verstanden. Es waren schlimme Zeiten und mein Vater, Sozialdemokrat, wurde in seiner Partei missbraucht. Vielleicht hat er das selbst nicht so gespürt, ich aber habe es so wahrgenommen.

Weil der sozialdemokratische Landeshauptmann Wagner im Verhältnis zu der slowenischen Volksgemeinschaft eine äußerst eigenartige, verschärfte Politik führte?

Genau.

Denken Sie, dass er für die slowenische Minderheit schädlich war wie Haider später?

Das kann ich nicht sagen, weil ... Sie müssen wissen, Wagner war nicht allein. So wie heute Peter Kaiser nicht allein ist. Wenn Kaiser allein wäre, wäre die Frage der zweisprachigen Direktoren längst geklärt. Wenn er allein wäre, wäre die Landesverfassung anders und es gäbe keine Komplikationen wegen des Deutschen, laut Verfassung die einzige vorgeschriebene Landessprache. Wenn Kaiser allein wäre, stünden in Kärnten mehr zweisprachige Ortstafeln. Wenn er allein wäre, wäre es selbstverständlich, dass eine gewisse Ana Blatnik im Landtag zweisprachig reden würde. Aber Peter Kaiser ist nicht allein. Demnach können wir auch Wagner nicht die gesamte Verantwortung zuschreiben. Jedenfalls nicht nur ihm.

Sie sagen, dass Ihr Vater missbraucht wurde?

Es schien mir so. Ich war eine junge Rebellin, die keine Kompromisse einging. Die Harmonie, seine Bemühungen darum, ging mir extrem auf die Nerven. Heute verstehe ich, warum die größte Sorge meines Vaters, als ich selbst in die Politik einstieg, war, ich solle aufpassen. Als mein Vater in der Politik war, waren sehr schlimme Zeiten. Katastrophal. Heute ist es anders, in Wien, überall kann man zweisprachig sprechen. Als ich kürzlich für die Wahlen Autogrammkarten lediglich in deutscher Sprache hatte, haben mich andere schon darauf angesprochen, wo denn die Übersetzung steht. Und jetzt zerbrechen sich die Sozialdemokraten den Kopf darüber, was wird, wenn die Freiheitlichen im Landtag nicht akzeptieren werden, dass ich Slowenisch spreche. Ich möchte damit sagen, dass sich die Zeiten so geändert haben, dass es für jemanden, der von außen dazu kommt, schwer ist zu verstehen bzw. sich vorzustellen, wie es früher war. Ich bin politisch in einer Zeit tätig, wo für eine Kärntner Slowenin dieses Wirken viel einfacher ist, als es in der Zeit meines Vaters war.

Aber als sie zu Beginn der Neunziger in die Politik traten, war dem noch nicht so?

So wie heute nicht, obwohl es nicht mehr so schwierig war wie zur Zeit meines Vaters. Natürlich war, dass eine gewisse Ana Blatnik, eine Frau und Kärntner Slowenin, Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft wurde, nicht selbstverständlich ...

Möchten Sie damit sagen, dass Ihr Geschlecht und Ihre Nationalität ein doppeltes Handicap waren?

Genau. Eine Frau und Kärntner Slowenin obendrein, diese Kombination war nicht einfach. Als ich mich getraut habe, öffentlich einen, zwei, drei slowenische Sätze zu sprechen, war das eine Katastrophe. Heute aber wird das von mir verlangt. In Wien kennt man mich wegen meiner Zweisprachigkeit, nicht aber meinen Namen und Nachnamen. Die Zweisprachige, so werde ich genannt.

Ist es nicht eine eigenartige Ironie, dass der Kampf für das Slowenische bzw. dafür, dass Sie im Landtag Slowenisch sprechen dürfen, gerade auf heimischem Terrain, in Klagenfurt, noch nicht gewonnen ist?

Stimmt. Wie gesagt, die Sozialdemokraten suchen einen Weg, um meine Zweisprachigkeit sichtbar bzw. hörbar zu machen. Darum kämpfe ich auch selbst. Zalka Kuchling, der bisherigen Landesrätin der Grünen, ist es nicht gelungen, Slowenisch zu sprechen. Man darf nicht vergessen, dass es nicht ausreicht, wenn ich mich einfach auf die Rednerbühne stelle und sage, dass ich jetzt Slowenisch sprechen werde. Für so etwas braucht es einen einstimmigen Beschluss aller Abgeordneten. In Wien hatte ich ihn: Ana Blatnik darf Slowenisch sprechen. Dieser Beschluss im Bundesrat wird mit meinem Abgang gelöscht, weil er ausschließlich für mich verfasst wurde, auf meinen Namen, und das ist traurig. Es wäre schön, wenn für alle Minderheiten gelten würde, dass sie im Parlament in ihrer Sprache sprechen dürfen, auch für die kroatische.

Wahrscheinlich ist ein Abschied von Wien gar nicht so einfach?

Überhaupt nicht, es war sehr hart. Einige sagen, ach, was ist der Bundesrat schon, ich aber denke, dass er sehr viel ist, natürlich hängt es davon ab, was man daraus macht. In der Zeit, als ich Bundesratspräsidentin war, waren für mich die Kärntner Slowenen und die Geschichte im Fokus. Ich war schlimmen Polemiken und Kritiken von allen Seiten ausgesetzt, vonseiten der Freiheitlichen und auch vonseiten der Kärntner Slowenen.

Warum das?

Weil ich als Vorsitzende des Bundesrats zugelassen habe, dass bei der

Eröffnung der Ausstellung über die Verfolgung der Slowenen im Jahr 1942 der Vorsitzende des Zentralverbands slowenischer Organisationen Kärnten Marjan Sturm und der Vorsitzende des Kärntner Heimatdienstes Josef Feldner im Parlament disputierten. Der Debatte haben sich des Weiteren ein Vertreter der Kärntner Slowenen, ein Youngster, und drei, die keine Kärntner Slowenen sind, jedoch am Slowenischen Gymnasium maturiert haben, unter ihnen auch der Sohn des Landeshauptmanns Kaiser und die Tochter seines Kabinettsleiters, angeschlossen. Ich wollte eine breite Debatte, kein engstirniges Denken mehr, wobei ich auf schlimme Probleme und Kritik gestoßen bin, auch seitens der Kärntner Slowenen. Aber so ist das eben, auch wir Kärntner Slowenen sind pluralistisch, und für mich ist das etwas Selbstverständliches. Ich gehöre nicht zu jenen, die ghettoisieren, wie gesagt, den Wunsch nach Verbindung habe ich von meinem Vater. Peter Kaiser hat mir kürzlich gesagt, es ist vollkommen egal, ob du wegen der Minderheits- oder der Frauenproblematik in der Politik bist, beides ist etwas Verbindendes. Es ist wirklich so. Wenn ich z. B. als Vorsitzende der Frauen in der sozialdemokratischen Partei nicht verbindend wirke und die Männer nicht davon überzeuge, warum es wichtig ist, dass wir Frauen noch zwei Mandate bekommen, dann funktioniert es nicht. Genauso ist es mit der Minderheitsproblematik, egal, ob es um die Musikschule, die zweisprachigen Ortstafeln oder etwas anderes geht.

Kärnten heute? Wie denkt man in Wien darüber?

Als ich im Jahr 2004 nach Wien in den Bundesrat kam, wurde ich angegriffen: „Was willst denn du, Kärntnerin?“ Ich gebe zu, ich habe mich des Öfteren geradewegs geschämt, dass ich aus Kärnten komme. Jetzt ist das Bild von Kärnten vollkommen anders: Ah, das sind Sie, aus dem schönen Alpenland und den Seen. Jetzt ist alles aus Kärnten wundervoll. Das macht der positive Geist, der sich verändert hat und auch in der Wirtschaft hilft, weil mehr Unternehmen nach Kärnten kommen und diese für Arbeitsplätze sorgen. Die Politik schafft wirklich keine Arbeitsplätze, sie kann jedoch gewisse Richtlinien dafür festlegen. Dieser Klimawandel in Kärnten ist Peter Kaisers Verdienst und unserer Partei der Sozialdemokraten, der SPÖ. Keine Hetzerei, Angst, Spannung mehr gegen

die Minderheit oder Migranten. Wenn ein Land ein so schlechtes Image hat, wie Kärnten es hatte, sich dies aber ändert, ist das wirklich positiv.

Was denken Sie über Slowenien und dessen Verhältnis zu den Kärntner Slowenen?

Was mich stört, ist das Einmischen von Slowenien, dessen Schüren der Spannungen und die Hetzkampagnen in Zeitungen und anderen Medien in Slowenien, als es um die zweisprachigen Ortstafeln oder die Landesverfassung ging. Sicher erinnern Sie sich an die polemischen Überschriften Slowenisch in Kärnten verboten und Ähnliches. Das gefiel mir wirklich nicht, das Schaffen eines solchen Klimas ist nicht nach meinem Geschmack. Deshalb ist es umso wichtiger, dass auf diplomatischen Posten Personen sitzen, die die Dinge nüchtern betrachten, die sich darüber bewusst sind, dass das Schaffen von Spannungen nirgendwo hinführt. Zum Glück ist das bei beiden der Fall, sowohl beim Vertreter Sloweniens in Klagenfurt als auch der Vertreterin von Österreich in Ljubljana. Denn Spannungen führen nur dazu, dass Dinge kaputtgehen, und in solchen Situationen gewinnen dann die Freiheitlichen. Wenn die Zeit noch nicht reif ist, wenn wir noch nicht so weit sind, mehr zweisprachige Ortstafeln zu haben, wenn es noch nicht genügend positive Stimmung und Respekt gibt, dann kann Slowenien reden, was es will, und wir werden nichts erreichen. Und wenn aus Slowenien immer Hetzerei, das Schüren von Begehrlichkeiten kommt, können die Dinge, die nun gut laufen, wieder in alte Richtungen einschlagen. Kaputtmachen geht schnell, das Aufbauen aber dauert sehr lange. Ich denke, dass die grenzüberschreitende Zusammenarbeit sehr wichtig ist und die gelingt Peter Kaiser wirklich gut. Freundschaftliche Beziehungen, konstruktive Gespräche und Austausch, das ist wichtig. Dabei geht es nicht nur um Slowenien und Österreich, es ist der europäische Geist, den man forcieren muss: Befehle aus Deutschland, Slowenien, von wo auch immer, bringen nie etwas Gutes.

*Nicht nur Wienerschnitzel
sind gefährlich*

Gustav Januř, Dichter und Maler

4. August 2018

Gustav Januš ist einer der markantesten Kärntner Künstler. Auch sonst ist es unmöglich, ihn zu übersehen, nicht nur wegen seiner hohen und schlanken Gestalt und seiner silbernen Mähne, sondern wegen des Schalkes in seinem Lächeln und Blick, mit dem er auf die Welt um sich blickt. Mit Schalk und Ironie ist auch ein guter Teil seiner Poesie gefärbt, für die er mehrmals ausgezeichnet wurde, zuletzt vor dem heurigen Sommer im heimischen Klagenfurt mit dem Humbert-Fink-Preis. In den letzten Jahren widmet er sich mehr der Malerei als dem Dichten. Farben, Gelb mag er am liebsten, sind neben dem schwarzen Loch und der stilisierten Schrift sein Markenzeichen. An einem schönen Sommertag empfing er mich gemeinsam mit seiner Frau Frida, gastfreundlich, wie es nur die beiden können, in ihrem geschmackvoll eingerichteten Haus am Waldrand in Frießnitz bei St. Jakob im Rosental in Kärnten empfangen, von wo man in der Ferne die Drau erblicken kann.

Anstatt mit Ihrer letzten, noch ganz frischen Auszeichnung anzufangen, beginnen wir dort, wo alles angefangen hat, bei Ihrer Kindheit in den Karawanken in Kärnten, an der slowenischen Grenze. Wie hat Sie diese geprägt?
Ich bin einsprachig aufgewachsen, im slowenischen Umfeld. Zell (slow. Sele) war, und ist es eigentlich noch heute, ein slowenisches Dorf. Das erste deutsche Wort habe ich erst in der Volksschule gehört, als ich sechs oder sieben Jahre alt war. Meine Mutter, im Jahr 1900 geboren, war eine Einheimische, bäuerlichen Ursprungs, mein Vater, 1890 geboren, stammte aus Tržič. Als dort nach dem Ersten Weltkrieg die Grenze festgelegt wurde, war er gerade bei den Soldaten. Im Krieg wurde er verletzt, in Ljubljana besuchte er die Gendarmenschule, er wurde in das Dreiländereck versetzt. Als auch hier die Grenze festgelegt wurde, wollte man ihn nach Kroatien schicken. Lieber ging er nach Österreich und wurde hier Waldarbeiter. Als sie heirateten, war meine Mutter 38 Jahre alt, er 48, ein Jahr darauf kam ich zur Welt, zwei Jahre später meine

Schwester, die nun verheiratet in Suetschah (Sveče) lebt. Ich besuchte eine einklassige Schule, es gab nur einen einzigen Lehrer und 48 Kinder unterschiedlichen Alters, von der ersten bis zur achten Klasse. Die älteren Schüler unterrichteten schon die jüngeren, sehr interessant, eine besondere Betrachtung wert, war zu jener Zeit der Respekt der älteren gegenüber den jüngeren.

Wie haben Sie als Kind den Zweiten Weltkrieg erlebt?

Mein Vater war damals wahrscheinlich schon zu alt für die Soldaten, er blieb zu Hause, wir lebten zwischen dem Partisanentum und dem Deutschtümlertum. Ich war sechs, als ich die Flüchtlinge, die über den Oslica-Hügel kamen, erlebte, die um Brot baten. Sie klopfen an die Tür, wir dagegen versteckten uns unter dem Bett. Ich habe gehört, wie sie sagten, dass niemand zu Hause ist, und darauf gingen. In unserem Haus tendierten wir mehr zur Befreiungsfront, zumindest mein Vater, meine Mutter dagegen war sehr gläubig. Ich erinnere mich, dass sie sich mächtig erschreckte, als ein flüchtiger Pfarrer predigte, dass diejenigen, welche die Zeitung „Slovenski vestnik“ lesen (slow. Slowenischer Anzeiger), eine Wochenzeitung, die auf der linken Seite erschien und die wir kostenlos ins Haus bekamen, verbannt werden. Also, wenn Hitler größere Kriegserfolge gehabt hätte und es in Kärnten zu noch einer, der dritten Welle des Aussiedelns gekommen wäre, wäre auch unsere Familie ausgesiedelt worden. Einmal, als ich schon unterrichtete, hat ein Kollege zu mir gesagt, dass es gar nicht schlimm wäre, wenn ich ausgesiedelt werden würde, worüber ich nur gelacht habe. Ich hatte ihn verärgert, weil ich gesagt hatte: Lernen Sie ruhig Englisch, vielleicht müsst Ihr Österreicher einst von den Engländern gerettet werden.

Als Jugendlicher wurden Sie wie so mancher Ihrer Kollegen aus der Künstlerwelt, von Valentin Oman bis Florjan Lipuš, durch Tanzenberg geprägt, durch das dortige Gymnasium bzw. Priesterseminar Marianum. Wie?

Allerdings, als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, in der sechsten Klasse, wurde ich nach Tanzenberg geschickt. Unser heimischer Pfarrer bezahlte für mich, und genau er war es auch, der mich als verheißungsvollen Schüler dorthin schickte. Die Aufnahmeprüfung bestand ich 1952 und 1960 maturierte ich. Nach der Matura trat ich ein Theologiestudium an,

hielt ein Jahr durch, im ersten Semester hatten wir Logik als Fach, was mich noch interessierte, im zweiten aber folgte ich dem Stoff nicht mehr. Dann gab es eine Ausschreibung für Lehrer, ich machte einen Matura-Kurs und begann 1962 zu unterrichten. Als die höhere Bildungsstufe abgeschafft wurde und alle Schüler die Hauptschule besuchen mussten, mussten auch wir Volksschullehrer Prüfungen für Hauptschullehrer ablegen. So meisterte ich die Prüfungen, um als Lehrer Physik, Chemie, Slowenisch und Kunst unterrichten zu können.

Eine sehr interessante Kombination, auf einer Seite exakte Wissenschaft, auf der anderen die Kreativität.

Für mich sicherlich. Ich habe stets die Balance zwischen Technik und Humanistik gesucht. Im Gespräch mit einer Journalistin habe ich schon gesagt, dass heutzutage „MINT“ modern ist, sprich Mathematik, Internet, Naturwissenschaft und Technik. Das sollte man in der Schule lernen, ich selbst habe das schon viel früher praktiziert. Natürlich habe ich hinzugefügt, dass Blumenduft ein Gegengewicht zu MINT ist. (Lachen)

Und schon sind wir bei der Poesie angelangt. Dieses Jahr könnten Sie, im Zusammenhang mit Slowenien, ein ganz besonderes Dichter-Jubiläum feiern. Allerdings. Im Jahr 1978 ist in Slowenien, beim Verlag DZS, mein erster Gedichtband „P(e)s(m)i“ (Gedichte/Hunde) erschienen. In Slowenien passiert es nur selten, dass man von einem Verleger gefragt wird, ob er deine Gedichte herausgeben darf, vor 40 Jahren aber passierte mir genau das. Der Dichter Kajetan Kovič, damals Redakteur beim DZS-Verlag, kontaktierte mich, den Brief habe ich noch heute irgendwo. Erst nach diesem ersten Buch in Slowenien erschien mein Gedichtband (Gedichte) in Klagenfurt, beim Hermagoras Verlag in Kooperation mit dem Obzorja-Verlag aus Maribor. Ab da erschienen meine Gedichte in Sammlungen. Alle alten Gedichte befinden sich in den neuen Sammlungen, weil ich nicht so viele geschrieben habe.

Haben Sie sie abgezählt?

Nein, das nicht. Aber so spontan würde ich sagen, dass sich ca. 300 angesammelt haben.

Die ersten Gedichte sind bereits in Tanzenberg entstanden, wo „Kres“ (Sonnwendfeuer) erschien, die Schülerzeitung der katholischen Schülerfamilie des Marianums.

In Kres haben wir uns in Literatur geübt, meine Dichterkarriere begann jedoch in der Klagenfurter Zeitschrift „Mladje“ (slow. Jungholz/Nachwuchs). Als Florjan Lipuš im Jahr 1960 die erste Ausgabe herausgab, wirkte ich noch nicht mit, bei der zweiten aber schon, zuerst als Künstler. Weil mich Lipuš als Hauptredakteur andauernd bat mitzuwirken, begann ich Gedichte zu schreiben, zuerst unter dem Pseudonym Fran Korojan. Ab dem Jahr 1971 war ich als Redakteur für die Poeten zuständig, für den lyrischen Teil der Zeitschrift, als sich jedoch Lipuš 1981 von Mladje verabschiedete, stellte auch ich meine Mitwirkung ein.

Warum Fran Korojan?

Ganz einfach: Franz war mein Vater, Korojan steht für „Kärntner“.

Ihre Dichtersprache ist schlicht, die Tiefe der Aussage weckt den Gedanken eines genialen Volksgeistes im alten romantischen Sinne des Wortes, lauten die Worte des Kritikers Peter Kolšek. Sie selbst sagen, dass Sie begannen, im Volksmund zu schreiben, damit die Leute beim Lesen Ihrer Gedichte nicht einschlafen würden. Schreiben Sie nicht vor allem für sich selbst?

Es kommt vor, dass man ein Gedicht verfasst und in einem Gedichtband herausgibt, der dann in einer Bücherei stecken bleibt, verloren im Universum der Dinge. Ich war immer dafür, dass ein Bild irgendwo aufgehängt sei und ins Universum leuchtete und auch, dass sich Gedichte noch weiter lesen würden. Ein deutscher Schriftsteller sagte einst: Der Mann, für den ich schreibe, liest nicht; eine andere deutsche Schriftstellerin sagte, dass man immer für jemanden schreibt. Ein Dichterkollege, ein Freund von Peter Handke, äußerte in den Siebzigern, dass es besser ist, Zeitung zu lesen als Gedichte. Warum Dichter sein, in dieser armseligen Welt, ist eine alte Frage, eine ewige sozusagen. Dichter erscheinen immer noch, ob sie aber gelesen werden, das ist die große Frage. Auch Peter Kolšek hat einst geschrieben: In Slowenien erscheinen jährlich 200 Gedichtsammlungen, und wer liest sie?! Manchmal denke ich, dass Dichter für Dichter schreiben, Maler für Maler zeichnen ... Als Fachmann würde ich sagen, dass man sich vom Alltag entfernt, man verliert

den Kontakt zur Realität, man lebt sich in eine andere Welt ein, man ist einsam. Ich selbst denke, dass es ein Gleichgewicht braucht. Auch bei uns war es erst so, dass wir abstraktere Gedichte schrieben, dann aber ist das Publikum, dem wir vorlasen, dabei eingeschlafen. So habe ich begonnen, im Volksmund zu schreiben, und nach jedem Gedicht haben die Menschen gelacht, geklatscht ... Das wiederum aber war auch unangenehm, deshalb habe ich begonnen, in einer hermetischeren Sprache zu schreiben. Es ist interessant, was man alles mit Worten schaffen kann, was für eine Stimmung. Genauso wie beim Malen.

Wir kommen noch auf die Malerei zu sprechen, aber kommen wir zuerst auf Tanzenberg zurück. Wie haben Sie die Verhältnisse im dortigen Schulheim erlebt? Beengend wie Florjan Lipuš?

In Tanzenberg schliefen ca. 60 Schüler in einem Zimmer, die Badezimmer waren nicht beheizt, aber als junger Mensch, besonders wenn man gläubig ist, folgt man dem Herren und lässt alles über sich ergehen. Wenn man aber ein Revolutionär ist, muss man gehen. Und von uns blieben wirklich nicht viele zurück, einige gingen wegen der schlechten Noten, Heimweh ...

Sie sind schon die ganze Zeit mehr für die Evolution als für eine Revolution? Stimmt. Ich war nie für die Revolution, und da bin ich nicht der Einzige. Auch Kreisky, zum Beispiel, fragte sich, wann sie sinnhaft ist.

Um das Slowenische aber war es auf Tanzenberg eher schlecht bestellt?

Der Unterricht auf Tanzenberg verlief nur auf Deutsch, nachmittags, in der Freizeit, hatten wir ein bisschen Slowenisch, zum Glück hatte unser Professor eine sehr angenehme Art zu unterrichten, sodass wir Cankar und andere slowenische Schriftsteller ins Herz schlossen. Deshalb sind wir in unserem Slowenisch Autodidakten. Besonders bei Fachausdrücken etwa, die fehlen uns, in Mathematik, Geografie ...

Haben Sie alle Fächer – Physik, Chemie, Zeichnen – auf Deutsch unterrichtet?

Alle Fächer außer Slowenisch. Beim Slowenischunterricht habe ich von den Schülern immer verlangt, dass sie einige Gedichte/Lieder auswendig lernen. Meine Tochter, die ebenfalls Lehrerin an einer Hauptschule

ist, erinnert sich immer noch daran. Ich weiß, es ist nicht gerade modern, wenn man von einem Schüler verlangt, dass er ein Gedicht auswendig lernt, aber ich habe das immer verlangt. Einige sind mir noch heute dankbar, dass sie einige Balladen kennen. Ich kannte alte Weiblein, die noch aus deren Volksschule einige Lieder auswendig kannten. Diese begleiteten sie ihr Leben lang, wie uns das Vaterunser begleitet.

Der Poesie und dem Vaterunser ist der Verdienst zuzuschreiben, dass sich die slowenische Sprache bei Ihnen in Kärnten gehalten hat.

Das ist richtig. Die Poesie ist auch in Volksliedern, zum Beispiel im Lied „Imam tri ljubice“ (Ich habe drei Geliebte).

Auch Peter Handke, der mit seinen Übersetzungen Ihrer Gedichte und deren Erscheinen bei dem bekannten Suhrkamp-Verlag für Ihre internationale Karriere gesorgt hat, war Schüler in Tanzenberg.

Als Handke in Salzburg lebte, wollte er sein Slowenisch auffrischen beziehungsweise es lernen und das Übersetzen anfangen. Als Erstes übersetzte er Lipuš.

In Tanzenberg war er dem Slowenischen überhaupt nicht zugetan, eher im Gegenteil?

Damals kannte er seine Wurzeln noch nicht, erst als er älter war, wurde er sich dessen bewusst, dass seine Mutter Slowenin war. Auch zahlreiche andere sind auf diese Weise groß geworden, z. B. Valentin Oman oder meine Frau, in einer Atmosphäre, in der man sich des Slowenischen als Muttersprache schämte und das Deutsche etwas Besseres war, eine schönere Sprache. Als sie heranwuchsen, kamen sie zur Erkenntnis, dass das Slowenische etwas Besonderes ist, vielleicht etwas, das einem mehr ans Herz reicht. Ich selbst habe immer gesagt, dass das Slowenische die Sprache meines Herzens ist, das Deutsche aber meine Amtssprache. Es stimmt aber auch, dass ich in einem anderen Umfeld aufwuchs, auf dem Dorf, wo nur das Slowenische zuhause war.

Ihr Verhältnis zu Handke war manchmal auch etwas polemisch?

Als er Serbien anfeuerte und sich vor Miloševićs Karren spannte. Ich erinnere mich, als er mit einem Freund nach Kosovo reiste und dann

behauptete, dass an dem dortigen unerträglichen Zustand die Kosovo-Albaner schuld seien und nicht die Serben. Dass er auf Miloševićs Beerdigung war, verstehe ich ebenso wenig – wahrscheinlich hat ihn das den Nobelpreis gekostet. Als ich ihn zu jener Zeit einmal aus Klagenfurt nach Hause brachte, nach Griffen, habe ich ihm gesagt, dass ich dem, was er befürwortet, nicht zustimme. Er wollte aussteigen, da hörte ich auf, ihn zu bedrängen.

Und so sind sie Freunde geblieben?

Wir haben noch immer Telefonkontakt, jetzt zwar weniger, weil mich mein Gehör ärgert. Früher habe ich ihn oft durch Kärnten und das slowenische Karstgebiet gefahren. Noch jetzt kommt er oft ins heimische Griffen, wo er einen Halbbruder und eine Halbschwester hatte, die beide bereits verstorben sind. Ihr Verhältnis zueinander änderte sich jedoch, als Handke sich änderte, als er seine slawischen Wurzeln verspürte. Wissen Sie, dass er sogar einen Onkel hatte, der sich in Maribor mit dem Obstanbau beschäftigte?

Ich vermute, dass sich das Verhältnis seiner Verwandten aus Griffen zu ihm nach der Entdeckung seiner slowenischen Wurzeln verschlechterte?

Natürlich. Einige, es ist schwer zu verstehen, schämen sich noch immer ihrer slowenischen Wurzeln, noch immer besteht das Verhältnis wie Katz und Hund, die sich jedoch gelegentlich sogar streicheln. Obwohl die Atmosphäre in Kärnten jetzt viel besser ist und der Sohn des Landeshauptmanns sogar das Slowenische Gymnasium besucht hat.

Handke hat schon vor langer Zeit gesagt, dass Sie das einzige Genie sind, das er kennt. Sicher hat er sich über Ihre Auszeichnung gefreut?

Humbert Fink, nach dem der Preis benannt wurde, den ich erhielt, war ein Journalist, ein sehr kritischer sogar. Vor 30 Jahren war er bei Handke zu Besuch und schrieb darauf einen sehr guten Artikel, worin er sogar dazu rät, Gustav Januš zu lesen, einen schöneren Kommentar über mein Schaffen habe ich noch nie gelesen. Es ist schwer zu glauben, dass ein so kritischer Beurteiler so positiv über einen slowenischen Dichter geschrieben hat, und das in einer Zeit, in der das Slowenische noch nicht akzeptiert wurde.

Ich habe schon viele Geschichten von Kärntner Slowenen gehört, die wegen des Slowenischen Schwierigkeiten hatte, Sie aber hatten nie welche?

Ich bin ein gottesfürchtiger Mann und respektiere Autoritäten.

Ich sehe, dass Sie lächeln.

Bei uns war es immer so, auch in Tanzenberg, wo Slowenen und Deutsch ausgebildet wurden: Wenn wir Slowenen zusammen waren, redeten wir Slowenisch, auch Dialekte mischten sich (aus dem Jauntal, Rosental und Gailtal), wenn aber ein Deutscher dazu kam, sprachen wir Deutsch. Das passiert mir noch immer so. Es gibt aber auch solche, die, obwohl ein Deutscher dazu kommt, weiter Slowenisch sprechen, dann aber tauchen gemischte Gefühle auf, sogar Hassgefühle. Ich selbst habe nie provoziert, das mag ich nicht, ich spreche mit jedem, wie er möchte. Für mich ist die Zweisprachigkeit selbstverständlich. Auch in Frießnitz/Breznica, wo ich jetzt lebe, habe ich als Tschusch nie einen unfreundlichen Brief oder Anruf bekommen.

Vielleicht, weil Sie ein heller, zur Harmonie und Toleranz geneigter Mensch sind? Und kompromissbereit?

Das stimmt. Ich weiß, dass immer gesagt wurde, dass Kompromisse etwas Faules sind, aber ich lebe damit, letztendlich ist das Leben ein einziger Kompromiss. Das heißt nicht, dass ich diejenigen, die leiden, weil das Slowenische nicht als Landessprache anerkannt ist und die dafür mit aller Kraft kämpfen, nicht verstehe. In Kärnten hat sich schon vieles geändert, jedoch noch nicht so viel, dass es selbstverständlich wäre, dass man in Klagenfurt auf die Behörde geht und wählen könnte, in welcher Sprache man sprechen möchte.

Florjan Lipuš wird endlich – exakt mit diesem Wort haben Sie ihm zu dieser Neuigkeit gratuliert – die höchste österreichische literarische Auszeichnung erhalten, auf die er so lange warten musste, weil er auf Slowenisch schreibt. Vor Kurzem verweigerte er aus Protest den Ehrenbürger-Titel, weil sein Sielach, wo er wohnt, noch immer keine zweisprachigen Ortstafeln hat. Unterstützen Sie seinen Aufstand?

Natürlich gebe ich Lipuš recht: Wo Slowenen leben, müssten auch zweisprachige Ortstafeln stehen. Eigenartig, dass unser Frießnitz/Breznica

eine zweisprachige Ortstafel hat, Schlatten (Svatne) dagegen keine, obwohl es die Wiege von der Mikl-Zala (slow. Miklova Zala, Anm. d. Ü.: eine Erzählung über die Türkeneinfälle in Kärnten) ist. Oder Suetschach (Sveče). Es ist eine Sache der Methode, wie dies zu erreichen ist. Vielleicht auf eine freundliche Art, sich mit den Zuständigen so lange zu unterhalten, dass sie einsehen, dass dies selbstverständlich ist. Ich weiß nicht, ob es hilft, Druck auszuüben. Ich selbst benutze sanfte Methoden und scherze gern. Auch auf den Feierlichkeiten zur Verleihung des Fink-Preises habe ich gesagt, dass es ein Kreuz mit der Zweisprachigkeit ist, da sich damit die Dauer der schon an sich langen Messe verdoppelt. Der Humor lockert sofort die Atmosphäre.

Manchmal aber hat er auch einen negativen Beigeschmack.
Weil Gott ernst ist. Gott lacht nie.

Und wie ist es mit Ihnen und Gott?
Manchmal ist er nahe, manchmal aber irgendwo im Weltall.

Der Schriftsteller Janko Messner betonte, dass man entweder Kommunist oder Christ sein muss, Sie aber antworteten, Sie seien ein katholischer Sozialist oder sozialistischer Katholik.

Manchmal rumore ich über die katholische Kirche, manchmal über die sozialistische Partei. Die Kirche hat mich nach Tanzenberg geschickt, die sozialistische Partei dagegen ermöglichte, dass auch Menschen wie ich ein Haus bauen konnten. In meiner Kindheit in Sele/Zell hatten nur reiche Bauern ein gemauertes Haus. Obwohl es stimmt, dass es auf meinem Haus kein Fleckchen Putz gibt, für den ich nicht selbst den Mörtel gemischt hätte. Deshalb hat Handke wahrscheinlich das über das Genie gesagt. Nun, Messner hat gescholten, dass wir Spießbürger sind, dann hat aber auch er begonnen, ein Haus zu bauen, nicht nur Januš und Lipuš. Als er starb, hatte er eine altkatholische Beerdigung.

Für Sie gilt, dass sie kein typischer Kärntner sind, introvertiert, leidend. Wessen Verdienst ist das?
Wahrscheinlich ist das genetisch bedingt. Ich bin mit meiner Mutter aufgewachsen, die mich liebevoll erzogen hat.

Haben Sie Ihre Liebe zur Malerei schon in Tanzenberg entdeckt?

In der siebten Klasse in Tanzenberg habe ich außerhalb des Unterrichts das eine oder andere Bild mehr als der Professor verlangte gezeichnet. Sie haben ihm gefallen und dann habe ich aus Kunst maturiert. Seitdem zeichne ich, und ich habe mich schon in vielem versucht. Sie müssen wissen, dass es seine Zeit braucht, bis man seine Handschrift findet. Dann hatte ich Glück, um das Jahr 1987 hatte ich im Rosental in der Galerie Šikoronja meine erste Ausstellung. Heute male ich mit gleicher Leidenschaft wie Raucher rauchen, nur dass diese ihr Depot in der Lunge tragen.

Ihr Malerdepot ist alles andere als bescheiden.

Als Autodidakt habe ich viel vollbracht. Bogdan Borčić sagte über mich, dass ich zu bescheiden bin, der österreichische Maler Herbert Walter Liaunig aber, ich sei zu günstig. Das bedeutet mir, als Selbstgelehrter sehr viel, als Autodidakt muss man sich noch mehr für sich und seine Beifahrer, Kollegen bemühen, weil sie sehr kritisch sind. Ich bin zufrieden, dass ich eigentümlich bin, denn wenn man beim Betrachten meiner Bilder sagen würde, das ist Oman oder Borčić, wäre ich unglücklich, so bin ich glücklich, weil man mich erkennt. Es ist wichtig, dass man seine eigene Welt hat, das Epigonentum ist nicht besonders gut.

Was treibt Sie zur Arbeit?

Ich schaffe dem Abenteuer wegen, den Erwartungen, was passieren wird. Wie ich bereits aufgeschrieben habe: Zerknitterte Bilder aus der Kindheit, gesammelt in der Sammlung der Zeit, drängen in die Gegenwart ... Manchmal versuche ich, mich vor dem Schlafen in eines der Kapitel meines Lebens einzuleben: Tanzenberg, das Lehrerdasein ..., dann aber schlafe ich schon ein. Wenn ich mich in mein gesamtes Leben einleben würde, würde ich vielleicht nicht einschlafen. Auf dem Computer, den wir in uns tragen, muss man manchmal auch etwas löschen. Wittgenstein sagte, worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen, ich jedoch meine, worüber man nicht sprechen kann, das muss man zeichnen.

Schreiben Sie noch?

Manchmal. Aber meine Quelle ist eher versiegt, ich glaube, ich habe mich schon ausgeschrieben. Mein Vorsitzender, Ivo Svetina, „meiner“, sage ich deshalb, weil ich Mitglied des Slowenischen Schriftstellerverbands bin, meint, dass man Gedichte nur als Teenager oder Greis schreiben kann.

Tja, Sie dichten aber schon Ihr ganzes Leben lang.

Wissen Sie, man kann auch mit 40 oder 50 Jahren Teenager sein. Ich glaube, Donald Trump pubertiert gerade. Ich selbst habe immer gesagt, der Verstand ist ein Regulator, als Teenager traut man sich mehr, später hält einen der Verstand zurück ...

Ist das gut oder schlecht?

Für die Poesie ist das eigentlich schlecht. Ich erzähle Ihnen etwas Trauriges: Als eine bekannte deutsche Autorin die österreichische Dichterin Christine Lavant, die viel schrieb, zur Zusammenarbeit einlud, antwortete sie: „Machen Sie die Sache ohne mich, meine Gedichte und die gesamte Kunst allgemein ekeln mich.“ Das war sieben Jahre vor ihrem Tod. Ihr Satz hat mich erschüttert, ich hätte fast weinen müssen. Meine Gedichte lassen mich immer noch schmunzeln.

Wie steht es um die junge Dichtergeneration? Was denken Sie über sie?

Es gibt nie genug Dichter und Maler, alles ist besser als Krieg.

Und unter den Kärntner Slowenen?

Wir haben unsere eigene Zeitschrift „Rastje“ (slow. Gewächs), jeder der A oder B schreiben kann, darf schreiben. Heutzutage sind die Verlage großzügig, Gedichtsammlungen werden gerne gedruckt. Und da sind wir erneut bei der Frage: Der Mann oder, sagen wir, die Frau, für die ich schreibe, liest nicht.

Wie ist ihr Verhältnis zu Slowenien?

Früher habe ich die Lage in Slowenien mehr verfolgt, jetzt weniger, weil ich nicht mehr zu Lesungen geladen werde, früher hatte ich dort auch mehr Ausstellungen. Einerseits das geliebte Slowenien, andererseits aber

höre ich, dass die Kulturarbeiter unzufrieden mit der Kultur in Slowenien sind. In einem Interview habe ich gesagt, dass die Kultur für mich immer etwas Vorrangiges ist, vor der Politik, aber auch Politik muss sein, um zu regeln. Wir Slowenen waren stets immer unter fremder Herrschaft, jetzt sind wir unabhängig, aber kaum sind zwei Slowenen beisammen, schon streiten sie.

Und Ihr Verhältnis zu Wien? Mir gefällt Ihr Lied über den Kosmopoliten, der in Wien stecken bleibt, weil die frisch gebackenen Wiener Schnitzel so verlockend duften, dass er Nationalist wird.

Ich denke nicht viel über Wien nach. Tja, nicht nur Wiener Schnitzel sind gefährlich, genauso gefährlich ist es schon, wenn man Krainer Würste isst. (Lachen.)

Im Jahr 1972 haben Sie im Gedicht „Stric“ (Onkel) geschrieben, dass der Onkel seine Brille verloren hat, und das gerade dann, als er sich darauf freute, in Kärnten zweisprachige Ortstafeln zu sehen und zu lesen. Was würde er heute durch seine Brille sehen?

Vielleicht würde er seine Gläser etwas abwischen, ich weiß nicht, was er sagen würde. Für mich ist Bleiburg, wo es seit Kurzem keine Ortstafel gibt, die nicht zweisprachig wäre, ein Wunder, ebenso Bad Eisenkappel. Wissen Sie, ich war drei Jahre lang Lehrer in Bleiburg und die Bleiburger waren, genauso wie die Eisenkappler, sehr stolz ... Das ist die Entwicklung, vielleicht sogar größer als in Slowenien, was das Respektieren der slowenischen Sprache und Kultur betrifft. Natürlich sind wir noch keine Schweiz, wo sogar die Viersprachigkeit selbstverständlich ist, aber etwas Respekt dem Slowenischen gegenüber ist schon vorhanden.

Einige sagen, dass alles zu spät ist, die zweisprachigen Ortstafeln hätte man früher aufstellen müssen, jetzt seien es in Wahrheit Begräbnistafeln.

Ich antworte schalkhaft: Vielleicht essen sie jeden Tag nur Krainer.

Und wie ist Ihr Verhältnis zum Tod?

Versuchen, sich zu beruhigen und zu erkennen, dass das Leben ein Ende hat, nicht allzu aggressiv dieser Erkenntnis gegenüber zu sein, sondern einsichtig. Das schönste Ende wäre ein Herzinfarkt, aber man kann es

sich ja leider nicht aussuchen. Ich habe mir jedoch schon längst meine Grabaufschrift zusammengestellt, die lauten soll: Hier ruht mein geliebter Ehemann Gustav Januš und wartet auf seine Auferstehung: „Tukaj počiva moj ljubljeni mož Gustav Januš in čaka na vstajenje.“ Damit es noch eine Aufschrift mehr auf Slowenisch geben wird.



© Shirley Suarez

*Manchmal fühle ich mich wie
eine Galapagos-Schildkröte*

Bernarda Fink, Mezzosopranistin, Kammer-
sängerin, argentinische Slowenin, geboren in Buenos Aires,
eingehiratete Kärntner Slowenin

1. Dezember 2018

Wenn sie nicht gerade auf Weltbühnen steht, lebt sie im idyllischen Suetschach (Sveče) im Rosental, wo sie sich mit ihrem Ehemann Zdravko (Valentin) Inzko, einem österreichischen Diplomaten, der sich momentan als Hoher Repräsentant der EU in BIH aufhält, aus einer alten Scheune neben seinem Gehöft beim „Preglej“, ein wunderschönes Zuhause erschaffen hat. Sie ist Mutter zweier Kinder, von Simon, der in Wien arbeitet und lebt, und von Valentina, die ihr geerbtes Gesangstalent aufs Musical ausgerichtet hat. Die Mezzosopranistin Bernarda Fink Inzko mit dem Ehrentitel „Kammersängerin“ ist Weltbühnen, Einladungen bedeutender Dirigenten, Auftritte mit den besten Orchestern und hohe Auszeichnungen gewohnt. „Obwohl sie als eine der führenden und meist gesuchten Mezzosopranistinnen gilt, wird man in ihrer Anwesenheit das Gefühl nicht los, dass es ihr ein bisschen unangenehm ist, weil sie so berühmt ist“, stand vor einiger Zeit im Londoner The Guardian. Sie ist in der Tat sehr schlicht, warm, aufrichtig. So, dass sie zuhause in Kärnten nicht einmal die Bitte, auf einer der Ortsbühnen aufzutreten, abschlägt, oder sich bei der Sonntagsmesse unter die heimischen Kirchensängerinnen mischt. Vorigen Dienstag durfte das Publikum in der Halle Union in Maribor ihrem Gesang in Begleitung des Slowenischen Kammerorchesters lauschen. Schon unser Gespräch allein war ein Genuss.

Seit ich Ihr gebürtiges Heimatland Argentinien besuchte, bin ich mir der Entfernung zwischen den beiden Welten bewusst, deshalb kann ich nur sagen, Hut ab vor Ihrem stabilen Slowenentum.

(Lachen) Danke. Es stimmt, schon die physische Entfernung zwischen Argentinien und Slowenien ist gigantisch, wodurch auch alles andere bedingt ist. Es handelt sich um zwei komplett unterschiedliche Welten, dass man sich manchmal richtig schizophren fühlt.

Werden Sie, wenn Sie in Slowenien auftreten, von besonderen Gefühlen überwältigt?

Wenn ich in Slowenien singe, bedeutet es für mich, dass ich zuhause singe, obwohl ich eigentlich nie in meinem Heimatland gelebt habe. Es stimmt, dass ich einige Zeit in Ljubljana gewohnt habe, als mein Mann dort österreichischer Botschafter war, aber damals habe ich mich nicht so gefühlt, als käme ich in meine Stadt, weil ich dort als die Frau des Botschafters war, noch dazu habe ich zu jener Zeit viel in der ganzen Welt gesungen. Wenn ich aber zum Singen nach Slowenien eingeladen werde, dann ist es immer etwas Besonderes für mich, und ich werde nie meinen ersten Auftritt 1986 in Ljubljana vergessen.

Eigentlich tragen die Kärntner Slowenen den Verdienst dafür, und das in einer Zeit, in der niemand geahnt hat, dass auch Sie mit Ihrer Hochzeit eine Kärntner Slowenin werden?

Das stimmt. Die beiden angesehenen Kulturarbeiter Dr. Janko Zerzer und Dr. Reginald Vospornik tauschten im Jahr 1986 während des Besuchs der Slowenen in Buenos Aires zufällig meinem Rezital mit Klavierbegleitung im Slowenischen Haus. Als sie erfuhren, dass ich sozusagen schon mit einem Fuß in der Schweiz stehe, wo ich meine Europa-Karriere plante, bot mir Zerzer an, Konzerte in Klagenfurt, Ljubljana und Triest zu haben. Bereits im Dezember 1986 trat ich zum ersten Mal in den drei Städten auf, wo ich noch nie zuvor gewesen war. Das hat einen großen Eindruck auf mich gemacht, einen unvergesslichen Eindruck.

Überall, auch in Ljubljana, wurden Sie trotz Betonung der Medien, dass Sie die Tochter politischer Migranten sind, gut aufgenommen?

Stimmt, es gab keine negative Aufladung, wir haben uns jedoch

gewundert, warum das überhaupt veröffentlicht wurde. Der politische Schauplatz dauerte schon an, tat sich auf und bereitete sich auf einen politischen Frühling vor.

War das Ihr erster Besuch in Slowenien?

Der erste überhaupt. Damals habe ich auch meine Großmutter und meine anderen Verwandten mütterlicherseits kennengelernt. Während die gesamte Familie meines Vaters, die Finks, nach dem Krieg nach Argentinien ausgewandert war, sodass ich eine Oma und einen Opa in Buenos Aires hatte, blieben die Eltern meiner Mutter, die Kovačs, mit ihren Söhnen in Ljubljana. Ihre drei Töchter aber, darunter auch meine zwanzigjährige Mutter, die bereits mit meinem Vater verlobt war, wurden zu Flüchtlingen, denkend, dass sie bald zurückkehren werden. Was natürlich nicht möglich war, und meine Mutter sah ihre Eltern nie wieder, weil sie in diese Orte erst im Jahr 1988 zurückkehrte, als sie und mein Vater zu meiner Hochzeit kamen.

So haben Sie im Jahr 1986 in Ljubljana zum ersten Mal ihre Mutter gesehen, also Ihre Oma?

Meine Oma, zwei Onkel und meine Cousine. Mein Großvater war bereits verstorben. Vor dem Krieg war er Richter auf dem Zentralgericht in Ljubljana gewesen, er hatte sieben Kinder, sie wohnten in einem großen Haus samt Garten im Zentrum Ljubljanas. Als nach dem Krieg das Klinische Zentrum gebaut wurde, haben sie sein Haus abgerissen, und ihm im Tausch dagegen zwei kleine Wohnungen auf der Povšetova Straße gegeben, im dritten Stock, ohne Aufzug. Großvater hatte ein schwaches Herz und er erreichte kein hohes Alter. Was auch seinem ältesten Sohn, meinem Onkel Janez, nicht gegönnt war, der Ende des Krieges ermordet wurde, wahrscheinlich in Teharje. Sein zweiter Sohn, France, war Jesuit. Allen Erzählungen nach ein außerordentlich gutmütiger Mensch; er starb in einem schlimmen Autounfall, als er in seinem Fičo (Anm. d. Ü.: Fiat 600) mit drei Kindern im Auto von der Kinderkirchenwoche bei Postojna heimkehrte, und ein betrunkenere Regierungsfunktionär in seinem Mercedes mit solcher Geschwindigkeit gegen sie prallte, dass alle in Onkels Auto auf der Stelle tot waren. Von vier Onkeln habe ich also nur zwei kennengelernt: Pavle, der die Folter in einer Einzelzelle

überstand und psychisch geschädigt heimkehrte, und den jüngsten, Jože, der es auch nicht einfach hatte, weil er alle Familienlasten einschließlich der Sorge für seine Eltern auf sich nehmen musste.

Und wie lebten seine drei Schwestern in Argentinien?

Auf jeden Fall ein volles Leben, obwohl sie schreckliches Heimweh hatten. Es wurde viel über die Heimat gesprochen und das war natürlich Slowenien. Die Eltern haben sich in Argentinien ein richtiges kleines Slowenien erschaffen, deshalb haben wir Kinder Slowenisch lernen können und all die wundervollen slowenischen Lieder. Ich merke immer wieder, wie viele wir können, auch solche, die sogar hier niemand kennt. Obwohl nur mein Vater berufstätig war, lebte unsere Familie mit sechs Kindern nie im Mangel, es stimmt aber auch, dass die Zeiten anders waren, als Kinder brauchten wir weniger, unsere Mutter war eine ausgezeichnete Hausfrau, auch unsere Tanten, Vaters Schwestern und eine der Mutter, die alleinstehend waren, halfen uns, nähten, und der Großvater Fink baute Holzkarren, Schaukeln für den Garten ... Es war sehr schön.

Die Familie Fink war anscheinend eine sehr begabte Sängerfamilie?

Drei von Vaters Schwestern, das Terzett Fink, hatten vor dem Krieg einmal wöchentlich eine eigene Musiksending im Radio Ljubljana. Leider sind die Aufnahmen nicht erhalten, nur etwas Kleines blieb, damit wir uns vorstellen können, wie schön sie gesungen haben. In Argentinien sangen sie weiter und das prägte mich sehr. Mein Onkel, Pianist und Komponist, Alojzij Geržinič, der Mann meiner Tante Marija Fink, begleitete das Terzett auch und schrieb Arrangements für sie. Manchmal schloss sich ihnen auch mein Vater an, als Solist sang er Schuman, Schubert, was mich bezauberte. Zuhause hörten wir symphonische, orchestrale klassische Musik; ich erinnere mich an unseren großen Plattenspieler und zwölf große schwarze Platten mit den bekanntesten klassischen Stücken von Mussorgski, Beethoven, Tschaikowski ... Heute haben wir hunderte CDs und hören sie uns nicht an ... Ich kann mich noch lebhaft an die Platte erinnern, die uns eine unserer Tanten schenkte: Auf einer Seite Christa Ludwig und Brahms Alt-Rhapsodie auf der anderen Brahms Requiem. Das waren Dinge, die mich geprägt haben, mir eine

Grundlage gaben, mich später überhaupt dazu zu entscheiden, zu singen. Als Teenager habe ich nicht im Geringsten gedacht, dass ich einmal Sängerin werde.

Sie haben viel daheim gesungen, wie die meisten Kinder in Argentinien?

Wie die meisten slowenischen Kinder in Argentinien. Das war typisch slowenisch, in Argentinien ist das in den Familien nämlich nicht üblich. Wir sangen zwei-, drei- oder vierstimmig. Ich habe 15 Jahre lang im Karantanija-Chor gesungen, den meine Tante Maria, verheiratet Geržinič, leitete. Mit ihrem silberhellen Sopran und Temperament wäre Maria sicher eine gute Opernsängerin gewesen, was sie auch werden sollte, da sie im Konservatorium in Ljubljana aufgenommen wurde, und das genau an dem Tag, als sich ihr Vater entschied, dass alle Slowenien verlassen werden. Weil sie sich als Sängerin nicht ausleben konnte, gründete sie in Argentinien erst einen Mädchenchor und später einen gemischten Chor.

Die siegreiche kommunistische Nachkriegsideologie in der Heimat Ihrer Eltern lehrte, dass in Argentinien Feinde leben, die ihre Kinder in Verbitterung erziehen. Wie sah das in Wirklichkeit aus?

Ich weiß, für das Regime in unserer alten Heimat waren wir Verräter, und noch heute wird das den Menschen serviert, wir sind jedoch keineswegs in Hass oder Verbitterung aufgewachsen. Natürlich spürten wir das Losreißen von der Heimat unserer Eltern, deren Trauer, ich habe meine Mutter oftmals weinen gesehen, weil sie von ihren Eltern und Brüdern getrennt war, von ihrer Stadt, in der sie aufgewachsen war, dort aber nun nicht mehr erwünscht war. Als großes Unrecht spürte sie die Gewalt, das Blutvergießen, die ideologische Änderung des Denkens, als das, was heute weiß war, morgen schwarz wurde. Trotz der Trauer über die verlorene Heimat wuchsen wir mit einem Gefühl der Freiheit auf. Obwohl wir nicht vermögend waren, besuchten wir Mädchen eine private Nonnenschule bei den Dominikanerinnen, wir konnten über alles sprechen, ohne dass uns jemand zum Verhör gerufen hätte, wie es meinem Priester-Onkel in Ljubljana immer passierte, wenn er bei der Predigt einmal etwas sagte, was den Behörden nicht passte, obwohl er kein politischer Agitator war. An den Wochenenden besuchten wir slowenische

Kulturhäuser, wo musiziert und gesungen wurde, damit hatten meine Eltern schon in den Flüchtlingslagern begonnen, mein Vater unterrichtete Latein, das sein Hobby war.

Wann entfaltete sich Ihr Gesangstalent?

Als ich an der Universität noch Erziehungswissenschaften studierte, überredete uns genau Tante Marija mit dem Wunsch, dass ihr Chor noch besser würde, zum Besuch einer Gesangsprofessorin. Diese gab mir zum Einsingen einige Opern-Arien und alte Barock-Arien, was mir total den Kopf verdrehte. Mir fiel auf, wie schön es ist, seine Stimme auszuprobieren, und sich selbst zu hören. Dies hatte eine regelrecht therapeutische Wirkung auf mich, da ich aus einer großen Familie stammte, wo alle sangen, die Vierte unter sechs Kindern, und ich fühlte mich manchmal wie eine graue Maus, als nur ein Teil der Masse. Nun gewann ich plötzlich an Selbstbewusstsein, ich lernte mich kennen, begann mich von der Familie zu lösen. Ich entschied mich, erst 22-jährig, für die Gesangsschule des Kolumbus-Theaters (Teatro Colón).

Ihren Eltern gefiel das wahrscheinlich nicht?

Sie fanden es etwas dubios, aber sie verboten es mir nicht. Sie hatten Angst, was verständlich ist: Ein anständig erzogenes Mädchen aus einer Familie, wie unsere eine war, kommt in eine vollkommen neue Welt, in ein ungezügelteres, unbekümmertes und leichtlebigeres Künstlerleben. Zum Teil war es wirklich so, unbekümmert und leichtlebig, was mich natürlich anzog, weil bei uns alles immer so geregelt und anständig war. Es stimmt jedoch auch, dass ich oft sehr stark sein musste und zu mir selbst sagte, das ist mein Weg, die anderen gehen ihren eigenen, du musst dich nicht mit ihnen vermischen, so sein, wie sie sind. Auch jetzt, wo ich unterrichte, und ich gefragt werde, mit wem es denn gut sei, zu verkehren, oder wie man sein sollte, um den Durchbruch zu schaffen, lege ich meinen Schülern ans Herz: Bleib so, wie du bist, anders als die anderen, nur so wird es dir wirklich gelingen. Natürlich verlangt das manchmal viel mehr Mut, sogar heldenhaften Mut, weil man Spott, bösen Blicken und Stempeln der Frömmerei ausgesetzt ist ... Dabei ist der Rückhalt der Familie am wesentlichsten.

Zu Beginn hatten Sie Pech, weil Sie Ihre Professorin dazu gezwungen hat, bei den Sopranistinnen zu singen?

Ganze drei Jahre wurde ich als Sopran eingestuft, weshalb ich keine richtige technische Orientierung hatte, was das Register und die Übungen betrifft. Ich hatte eine angenehme Stimme, ich lernte schnell, aber mit der Stimme ging und ging es nicht weiter. Nach drei Jahren war ich schon ein wenig verzweifelt, weil ich wieder etwas lassen müsste, davor hatte ich nämlich bereits, schon im 4. Jahrgang, mein Studium der Erziehungswissenschaften hingeschmissen. Einige Zeit versuchte ich, beides parallel zu studieren, und nebenbei noch in Tantes Chor zu singen, wobei ich wegen der hohen Belastungen fast erkrankt wäre. Also musste ich entscheiden, den Chor zu verlassen, die Obhut der Familie, und meinen Weg zu gehen. Aus jenem schwarzen Loch rettete mich dann ein Professor, ein Argentinier jüdisch-persischer Abstammung, der mir drei Sommermonate gratis Gesangstunden anbot, überzeugt davon, dass ich Mezzosopranistin bin, und er mir helfen könne. Dieser Sommer war erlösend für mich, danach studierte ich mindestens fünf Jahre bei ihm an der Gesangschule des Colón-Theaters, ich schloss mich auch dem Opernchor an und hatte so mein Einkommen. Es war eine wundervolle Erfahrung.

Ich bin davon überzeugt, dass jeder noch so flüchtige Besucher von diesem Opernhaus vollkommen hingerissen ist.

Das Theater Colón ist wirklich einzigartig, ein solches Opernhaus gibt es nirgendwo auf der Welt, da sind sich alle einig. Schon allein das Gebäude, im altitalienischen Stil gebaut, ist wundervoll, mit gemütlichen Logen, die man weder in Paris noch in Wien findet, und einer gigantischen Bühne, auf der die größten Opernsänger gesungen haben, die immer zuerst einen Halt auf den Kanarischen Inseln machten, wenn sie mit dem Schiff zu ihrer südamerikanischen Tournee anreisten, dann im Theater Colón und zum Schluss auf Kuba, daher diese Musiktradition hierzulande.

Sie selbst reisten in die entgegengesetzte Richtung, aus Argentinien nach Europa. Nur wegen Ihrer Musikkarriere?

Nein. Nach Europa zog es mich, weil ich mich als Europäerin fühlte. Auf

diesen Sprung hatte ich mich schon eine Weile vorbereitet, als ich dann ging, war ich schon 30. Ich suchte mir die Schweiz aus, weil die Schweizer in Buenos Aires eine Institution hatten, die sich sehr für junge Menschen einsetzte und Meisterkurse mit großen Namen veranstaltete, zu der Zeit größtenteils Schweizer, wie die Tenoristen Ernst Haefliger und der Baritonist Philippe Huttenlocher, der bei uns zweimal den Meisterkurs für Bach-Arien und Oratorien leitete, gemeinsam mit dem Gründer der Stuttgarter Bach-Akademie, dem Deutschen Helmuth Rilling. Ich hatte mich in Bach verliebt und wegen ihm begonnen, Deutsch am Goethe-Institut zu lernen. Bach, Kunstlieder, die deutsche Romantik, Mahler, das erkannte ich als mein Repertoire. Auch der Dirigent Michel Corboz, der Gründer des berühmten Vokalensembles aus Lausanne, kam öfter nach Argentinien zum Dirigieren. Bei ihm sang ich vor und als er hörte, dass ich bereits ein Flugticket nach Europa für Oktober hatte – ich hatte eine Freundin in der Nähe von Genf, die mich eingeladen hatte, einige Monate bei ihr zu wohnen –, bot er mir an, weil er noch keine Altistin für sein Bach-Weihnachtsoratorium in Rom hatte, aufzutreten. So hatte ich Glückspilz bei meiner Ankunft in Europa bereits meinen ersten Konzertvertrag in der Tasche. Ich habe generell das Gefühl, dass mich die ganze Zeit, auch in den dunkelsten Momenten, ein Lichtlein begleitete.

Opernproduktionen sind in Ihrer glanzvollen Karriere am seltensten. Wie das?

Schon als Studentin hatte ich den Herzenswunsch, dass mein Schwerpunkt im symphonischen Repertoire liegen würde, im Kunstlied und Oratorium. Ich bin ein verschlossener Mensch, ängstlich, introvertiert, ich gehöre nicht zu denjenigen, die gerne im Rampenlicht stehen und ohne die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit nicht leben können. Für die Oper muss man extrovertierter sein, man braucht etwas Histrionisches, um es genießen zu können, wenn man auf der Bühne steht. Mein Bruder Marko beherrscht das, er ist nicht ängstlich, ich selbst aber mag intime Besetzungen lieber, deshalb die Kammermusik, deshalb Bach, das Rezital, wo ich alleine mit einem Pianisten auftrete.

Der berühmte Dirigent René Jacobs, Meister der alten Musik, hat Sie einst mit folgenden Worten gelobt: „Niemand kann beim Singen so schön weinen wie du.“ Es scheint mir jedoch nicht so, dass Sie gerne weinen?

Gott sei Dank, nicht mehr. Als ich jung war, begleitete mich lange ein Gefühl von Unrecht, dass ich verstümmelt bin, weil uns etwas genommen wurde, dass ich meine Onkel und Tanten nicht kannte. Dann begann ich daran zu arbeiten und entdeckte, dass dies die Geschichte meiner Eltern ist, ich aber bin auf unserem Stammbaum ein neuer Ast, der sprießen und gesund sein muss. Als ich das erkannt hatte, sagte ich zu mir: Ich bin eine Argentinierin, hier bin ich geboren, nicht in Slowenien, und nun gehe ich meinen Weg. Daraufhin gelang mir auch das Singen besser.

Besonders eng mit Europa hat Sie die Hochzeit mit dem Kärntner Slowenen, dem österreichischen Diplomaten Zdravko Inzko, verbunden. Die Geschichte, wie Sie einander gefunden haben, finde ich geradezu filmreif.

Jedenfalls hängt alles mit meinem ersten Konzert für die Slowenen im Dezember 1986 zusammen, das auch Zdravkos Mutter Marija Inzko besuchte. Damals ahnte noch keine von uns beiden, dass sie meine Schwiegermutter werden würde. Sie blieb mir in Erinnerung, weil sie sich als Mitschülerin meiner Tante Marija vorstellte, der Chorleiterin, sie waren sechs Jahre Klassenkameradinnen in Ljubljana gewesen. Als in der Klagenfurter slowenischen Zeitung „Naš tednik“ (Unsere Wochenzeitung) neben dem Bericht über das Konzert noch ein Interview mit mir veröffentlicht wurde, las dieses auch Zdravko Inzko in New York, wo er zu jener Zeit arbeitete, und den ich damals natürlich noch nicht kannte. Er schrieb mir einen Brief, weil er aber meine Adresse nicht kannte, schickte ihn seine Mutter an meine Tante, ihre ehemalige Mitschülerin, mit der sie Briefkontakt hatte, diese wiederum händigte ihn mir aus. Meine Antwort zögerte ich ungefähr zwei Monate hinaus, dann flüsterte mir mein Vater zu: Ich denke, du solltest diesen Brief beantworten. Was weiß ich, vielleicht ahnte er etwas oder er war einfach nur besorgt, weil seine Tochter, die schon über 30 war, noch immer unverheiratet war. (Lachen) Nach meiner Antwort kam sofort der zweite Brief, darauf folgten weitere und weitere und nach etlichen Briefen und Telefongesprächen, das

Internet gab es da ja noch nicht, trafen wir uns in Salzburg zum ersten Mal. Ein Jahr später heirateten wir in seinem Suetschach.

Erinnern Sie sich daran, was Ihrem Mann derart in jenem Interview gefallen hat? Haben Sie auch über Werte gesprochen?

Natürlich. Dass ich so geblieben bin, wie ich bin, dass, wenn ich an einem der Sonntage gerade nicht auftrete, mein Zimmer meine Kirche ist, dass man aus schweren Dingen am meisten lernt und reift ...

Sie betonen immer, wie wichtig drei Schlüsselwerte für Sie sind: das Christentum, die Nationalität und die Musik. Für Sie sind sie gleichwertig, den Glauben aber heben Sie noch besonders hervor, damit helfen Sie sich auch vor jedem Auftritt.

Der Glaube steht an erster Stelle, weil er alles einschließt und ausgleicht. Vor jedem Auftritt danke ich Gott, dass ich das, was mir geschenkt wurde, mit den Menschen teilen darf, weil ich immer mehr entdeckte, wie viel ich bekommen habe und noch bekomme. Bevor ich auf die Bühne trete, frage ich mich, ob es meiner Wenigkeit gelingen wird, den Menschen im Saal, manchmal sind es Tausende, die teuer für ihre Karten bezahlt haben, das Gefühl zu vermitteln, dass sie nicht umsonst gekommen sind. Dann sage ich zu mir, dass ich nicht allein bin, ich werde alles von mir geben, alles, was ich kann; ich bereite meinen Fallschirm vor, prüfe, ob alles an seinem Platz ist, lasse los und werde vom göttlichen Atem getragen. In dem Moment bin ich Teil der Natur und segle wie ein Vogel am Himmel.

Haben Sie sich schon vor der Hochzeit entschieden, dass das Kärntner Suetschach Ihres Mannes Ihr neues Zuhause sein wird?

Damals war alles unklar. Weil mein Mann als Diplomat arbeitet, wusste ich, dass wir hin und her ziehen werden. Ich selbst lebte bereits wie eine Zigeunerin, ohne ein eigenes Nest, die Schweiz war nicht mein Zuhause. Erst waren wir in New York, dann in Wien, die erste Station unserer Familie war Prag, wohin wir, als mein Mann seine Stelle als Kulturattaché antrat, gemeinsam mit unserem erstgeborenen, sechs Monate alten Simon zogen. Dann kam noch Valentina zur Welt. Ich hatte großes Glück, dass ich in Prag das Kindermädchen Milada fand, meine Seelenschwester,

eine Tschechin, die uns ganze 15 Jahre begleitete. Nach Prag bekam mein Mann die Stelle als Botschafter in Sarajevo. Schon davor war er einige Monate Beobachter in Sandžak; als diese schreckliche Bombe auf den Markt in Sarajevo fiel und ein Massaker anrichtete, entschied er, sich für diese Stelle zu bewerben. Kurz vor dem Ende des schrecklichen Kriegs in dem zertrümmerten, zerbombten Sarajevo öffnete er die österreichische Botschaft, ich aber zog mit den Kindern auf das Gehöft meines Mannes in Suetschach. Das alte „Preglej“-Haus wurde zwar renoviert, trotz allem aber war der Sprung aus Prag nach Suetschach groß. Es war nicht einfach, besonders weil ich Konzerte in der ganzen Welt hatte und unser Kindermädchen Milada dafür aus Prag über Wien nach Suetschach reisen musste. Aber egal, wie hart es auch war, es war auch gut, weil die Kinder ein Verhältnis zum Geburtsort ihres Vaters entwickelten, sodass sie hier ihre Wurzeln haben, wenn schon ich sie nirgendwo habe. Dazwischen gingen wir wieder nach Wien, als aber mein Mann Botschafter in Ljubljana wurde, kräftigten die Kinder wieder ihre Kärntner Wurzeln, weil sie zu jener Zeit das Slowenische Gymnasium in Klagenfurt besuchten. Das freut mich sehr, ich kenne nämlich viele Diplomatenfamilien, die sich nirgends zuhause fühlen. Heute ist Suetschach für mich optimal, ich würde es ein bisschen näher an Wien rücken, damit es bis dorthin nur ca. 120 Kilometer wären und keine 300.

Sie sind immer wieder nach Argentinien zurückgekehrt, zu ihren Eltern und Verwandten, nach dem Tod Ihres Vaters vor fünf Jahren vor allem wegen Ihrer Mutter, die schon weit über 90 ist.

Nach meiner Hochzeit haben wir meine Eltern jedes Jahr zu uns eingeladen, hier haben sie auch die Verselbstständigung Sloweniens miterlebt und waren glücklich. Die letzten 15 Jahre, als die Reise für sie zu anstrengend wurde, reisten wir öfter über das Meer. Vor ungefähr drei Wochen kehrte auch meine Mutter für immer nach Slowenien zurück. Gott sei Dank hat sie die mühselige Reise über den Ozean überlebt. Sie spricht nicht mehr viel, aber all ihre Erinnerungen aus den jungen Jahren sind erwacht, als sie mein Bruder, aus dem neuen Altersheim bei der Kirche in Trnovo, im Rollstuhl durch das Zentrum Ljubljanas fuhr. Gestern habe ich sie besucht und hörte, als sie eine Frau fragte, ob es in Argentinien nicht schöner sei, worauf meine Mutter flüsternd erwiderte:

Ich bin hergekommen, um zu sterben. Ich denke, dass sie bei vollem Bewusstsein und zufrieden ist, zuhause zu sein. Vor allem, weil sie uns Kinder um sich hat, immer mehr von uns leben jetzt hier, bald bleibt in Argentinien lediglich eine Schwester zurück.

Fühlen Sie sich als Argentinierin?

Argentinierin und Slowenin, absolut beides. Die letzten Jahre nehme ich sehr gern am Treffen von uns ehemaligen Maturantinnen der Dominikanerinnen teil. Ich genieße meine Erinnerungen: Wenn man jung ist, wird man vom Leben nach vorn geschoben, nun kehre ich langsam in die Vergangenheit zurück und wundere mich, was alles der Mensch überlebt. Manchmal fühle ich mich wie eine Galapagos-Schildkröte. (Lachen)

Was denken Sie über Slowenien?

Jetzt, wo meine Mutter hier ist, gewinnt Slowenien für mich eine neue, zusätzliche Schwere.

Stört Sie etwas bei uns?

Mit Slowenien ist es so wie mit den Müttern, egal, wie sie auch sind, ob klein oder groß, dunkel oder hell, für ihr Kind ist sie immer schön. Niemand ist perfekt. Man kann ein Glas als halb voll oder halb leer betrachten und meiner Meinung nach ist das Slowenische mehr als nur halb voll. Ich erkläre mich gerne vor anderen als Slowenin, und Slowenien wird überall gelobt, wie schön es ist. Ich wünschte, dass sich die Slowenen des Guten und Schönen mehr bewusst wären, dass sie selbstbewusster wären und besser zusammenhalten würden.

Darin sind wir nicht besonders gut?

Im Allgemeinen, nicht nur in Slowenien, findet die Polarisierung von Extremen statt. Die Politik müsste sich dessen bewusst sein, dass ihre eigentliche Absicht das Wohl der Menschen ist, und nicht, dass jeder nur auf seine Farbe oder Partei schaut.

Fühlen Sie sich als Kärntner Slowenin?

Natürlich. Ich bin glücklich, dass ich unter so freundlichen Menschen lebe und inmitten einer zauberhaften Natur.

Wie ist das Verhältnis der Kärntner Slowenen zu Slowenien? Hängen sie daran?

Zum Teil ja, zum Teil aber merke ich, dass die Kärntner Slowenen ihre ganz eigene Identität haben, sie fühlen sich als Slowenen, aber nicht als Geschwister derer, die jenseits der Grenze leben, mehr als Cousins und Cousinen.

Wie kommen Sie selbst mit Ihren Identitäten aus?

Manchmal ist es wirklich anstrengend, da jede Identität ihre Problematik mit sich bringt, und wenn sich die miteinander vermischen, trägt man eine gewisse Bürde. Aber deshalb sind wir ja auf der Welt, damit wir des anderen Bürden tragen, oder nicht?! Unser Weg besteht aus Schritten, und nur Schritt für Schritt kommt man ans Ziel. Oftmals werden Schritte von Hürden und Kritik begleitet, ich selbst aber halte mich an Don Quijotes tröstende Worte, als sich Sancho Panza beklagte, dass Hunde ihre Pferde anbellten: Das Bellen der Hunde ist ein Zeichen dafür, dass wir reiten.

A black and white portrait of Benjamin Wakounig, a middle-aged man with short, light-colored hair, smiling slightly. He is wearing a dark suit jacket, a white shirt, and a patterned tie. His arms are crossed, and he is wearing a watch on his left wrist. The background is a plain, light-colored wall.

© Sami Rahim

Kommt ein Slowene nach Österreich, vergisst er seine Sprache

Benjamin Wakounig, Unternehmer,
Präsident des Slowenischen Wirtschaftsverbandes in Kärnten

23. Februar 2019

Er stammt aus einer großen Familie. Zwölf Kinder waren beim Haus, er, wie schon sein Name sagt, war der Jüngste. „Wie der biblische Benjamin in Jakobs Familie“, lacht er. Er hatte, sagt er, eine schöne Kindheit. Am Wasser, er wuchs nämlich in Müllnern/Mlinče auf, in der Gemeinde Sittersdorf, durch die ein Fluss fließt und die wegen ihrer vielen Mühlen bekannt war. Zuhause und im Dorf wurde ausschließlich Slowenisch gesprochen. Benjamins Vater war Schmied, der Nachfolger der 450 Jahre alten Schmiedetradition des Hauses, zugleich hatten sie noch einen Bauernhof und in den Siebzigern sogar eine Tankstelle. Die Schmiede übernahm später Benjamins älterer Bruder, der bereits verstorben ist. Ganze neun von zwölf Kindern gingen zur Schule und sind heute über ganz Österreich verteilt, deren Kinder sogar über die ganze Welt. Der Bruder, der das Schmiedehandwerk übernahm, hatte keine Familie, nach seinem Tod vor drei Jahren erbte also Benjamin als Jüngster das Gehöft. Er lebt nicht dort, er versucht jedoch, alles, was möglich ist, zu erhalten, auch die alte Schmiede, die natürlich nicht mehr in Betrieb ist. So wurde das Gehöft in Müllnern der sommerliche Treffpunkt der großen Familie Wakounig, die in der ganzen Welt zerstreut ist.

Wann stellten Sie fest, dass Sie fürs Unternehmertum geboren sind?

Für den Beruf als Wirtschaftstreibender, Kaufmann im Außenhandel habe ich mich schon mit 15 Jahren entschieden, in der Zeit, als ich das Slowenische Gymnasium in Klagenfurt besuchte.

Was macht einen guten Kaufmann aus? Kommunikation, das Beherrschen von Sprachen?

In der Wirtschaft ist es extrem wichtig, dass man sich mit Menschen unterhalten kann und dass man keine Vorurteile hat. In dem Sinne,

dass man jeden selbst kennenlernt und sich nicht auf die Meinungen anderer verlässt. Natürlich hatte ich Glück, dass ich in einer Großfamilie aufwuchs, wo man arbeiten musste, so habe ich auch gelernt verantwortungsvoll zu sein. Ich habe kein Problem damit, zu arbeiten, problematisch ist es jedoch, mit Menschen zu arbeiten, die nicht verstehen oder nicht verstehen wollen.

Natürlich waren Sie nicht sofort selbstständig?

Nein, ich war aber sofort auf die Welt ausgerichtet, da das gemischte Export-Import-Unternehmen Sateko in Graz, wo ich 1986 angestellt wurde, Geschäfte in Europa und der Welt betrieb. Die Besitzer waren aus Slowenien und Serbien, auch die „Zveza Bank“ (slow. Bündnis der Banken) in Klagenfurt war beteiligt. So hatte ich die Möglichkeit, Ex-Jugoslawien, Europa und Australien kennenzulernen. Meine Ausbildung für den Außenhandel, die ich in Graz und in der Schweiz absolvierte, kam mir dabei sehr zugute, und auch meine Sprachkenntnisse, deshalb wurde ich schneller befördert.

Nun lesen wir, dass einige jugoslawische Export-Import-Unternehmen mit kriminellen und Verbindungen zur UDBA sowie geheimen Konten auf ausländischen Banken in schmutzige Geschäfte verwickelt waren.

Davon erfuhr ich erst nach dem Zerfall Jugoslawiens, ich muss aber sagen, dass es bei unserer Firma in Graz so etwas nie gab. Ich hatte Glück mit dem Direktor, einem Slowenen aus Tržič, Viktor Meglič, dem langjährigen Direktor von Tesnilka, der mich richtig väterlich anspornte. Er hatte an sich ein großes Herz für die Slowenen, auf der anderen Seite aber forcierte er, dass sich Tesnilka in Südkärnten in St. Michael niederlässt. Aus dem damals kleinen Unternehmen wuchs der heutige Konzern Mahle Filterwerke heran, der 2500 Menschen beschäftigt, ein großer Anteil davon kommt auch aus Slowenien.

Wie empfanden Sie den Zerfall Jugoslawiens?

Die Krise in Jugoslawien, mit der wir viel auf der Basis von Kompensationshandel arbeiteten, spürte ich schon zwischen den Jahren 1989 und 1990. Zum Beispiel fiel die Lieferung des Kunstdüngers, aus einer

kroatischen Firma, der als Kompensation für unseren Import von Autoteilen und anderes technisches Material nach Jugoslawien geliefert wurde, plötzlich aus, weil Serbien die Gaslieferung nach Kroatien blockierte ... Damals fiel der Umsatz sehr und ich stellte fest, dass es an der Zeit wäre, die Branche zu wechseln. Als es in den Jahren 1991, 1992 zum Embargo mit Serbien kam, standen wir schon bereit, mit einem neuen Unternehmen in slowenischem Besitz in Graz, wir stellten uns auf den Import-Export-Handel zwischen Tschechien, Polen, der Slowakei, Ungarn und Österreich und Slowenien um. Damals habe ich viele Geschäfte im Energetikbereich betrieben und hatte gute Beziehungen zu den größten Konzernen wie der deutschen Siemens und der japanischen Hitachi, die das Geschehen in der Region verwirrte, da sie nicht wussten, was kommt. Für sie waren wir die Brücke zu allen Ländern von Ex-Jugoslawien bzw. im Osten. Ich entschied mich, und kaufte 1995 gemeinsam mit einem Kollegen einen Teil des Unternehmens, das sich daraufhin gut entwickelte. Heute ist unser Unternehmen Activ mit Sitz in Graz und mit seinen Tochterunternehmen in Ljubljana und Belgrad sowie einer Vertretung in Bosnien und Herzegowina schon 27 Jahre alt. Wir beschäftigen uns mit Beratung in Sachen Energetik, wir vertreten das große japanische Unternehmen Mitsubishi-Hitachi Power Systems. Diesbezüglich haben die Japaner eine komplett andere Denkweise als die Europäer ...

Welche?

Die europäischen Konzerne hatten einst die Philosophie, in jedem Staat sofort ein Unternehmen zu gründen und eine Vertretung, was jedoch sehr kostspielig ist. Die Japaner suchen sich lieber einen lokalen Partner, weil das günstiger und effektiver ist, vor allem aber machen sie das aus der Überzeugung heraus, dass sich Privatunternehmer mehr um das Geschäft kümmern, verbissener und besser organisiert sind. Ich bemerke, dass auch große europäische Konzerne nun das japanische Muster nachahmen, besonders in der Automobilbranche. Die Büros werden geschlossen und man stützt sich nur noch auf die Vertretungen, weil diese günstiger sind. Auch große Konzerne sparen heutzutage nämlich an allen Ecken und Enden.

Interessiert Sie die Politik nicht, zumindest die aktive?

Ich stamme aus einer ungewöhnlich politischen Familie, weil ich der Politik als Kärntner Slowene Tag für Tag ausgesetzt war. Als ich aufwuchs, war Politik auf dem täglichen Speiseplan, auch in der Familie, die ich gegründet habe, vergeht kein Tag ohne sie, meistens beginnt er mit dem Lesen der Zeitung. Ich denke, dass das nicht falsch ist, jedoch hatte ich nie das Interesse, mich damit zu beschäftigen. In der Wirtschaft kommt man nämlich schnell ans Ziel, in der Politik vielleicht nie. Als Angehöriger der Volksgemeinschaft wird man in der Politik nicht viel erreichen, wenn man jedoch in eine andere Partei eintritt, bekommt man schnell zu hören: Schau, er hat uns verlassen und ist zur Volkspartei oder zu den Sozialdemokraten gegangen. Wenn man schon nicht als Verräter dasteht, gewinnt man aber auch keine Sympathien.

Man zieht sich höchstens noch jemandes Groll zu, als Wirtschaftstreibender muss man sich alle Türen offen halten.

Genauso ist es. Darum hat mich die aktive politische Tätigkeit nie interessiert, obwohl Parteien zu mir kamen und mir zuredeten.

Sie kennen aber viele Politiker, sowohl in Slowenien als auch in Österreich. Aus den slowenischen Medien kam in Ihre Richtung auch der eine oder andere Vorwurf zum Lobbying.

Schon im alten Rom wurde lobbyiert. In den letzten Jahren ist das Wort „lobbyieren“ unbeliebt geworden, es hat einen negativen Beigeschmack bekommen. Die Frage ist, was ist lobbyieren, lobbyiere ich schon, wenn ich mich mit jemandem treffe? Ich möchte hervorheben, dass ich kein Lobbyist bin und dass ich keine lobbyistische Ausbildung habe. Es stimmt aber, dass ich viele Menschen kenne und dass mich viele auch um Rat bitten. Wenn ich ihn nun gebe, bin ich dann ein Lobbyist, Berater oder lediglich ein Mensch mit eigener Meinung, die er seinem Gesprächspartner vermittelt? Generell denke ich, dass es nicht passieren darf, dass wir das Lobbyieren in derart schlechtem Licht sehen, mit einer so negativen Konnotation, dass wir uns zurückziehen, was andere wiederum auszunutzen wissen und sich so ihr Stück Kuchen vom Kuchen holen.

Sie sind also Berater?

Jeder Politiker hat Berater, ohne die geht es nicht. Jemand, der sich in einer Branche gut auskennt, soll auch beraten, ich denke, dass es legitim ist, sein Wissen kann derjenige weitergeben, der es hat. Ich bin froh, dass ich vielen slowenischen Unternehmen beim Einstieg in den österreichischen oder deutschen Markt geholfen habe, genauso habe ich auch so manchem österreichischen geholfen, sich im weiteren Raum zu behaupten. Man muss jedoch wissen, dass größere Konzerne und Fabriken keine Zeit haben, lange zu warten. Wenn sie sehen, dass in Slowenien oder in Kroatien etwas steckenbleibt, dass das Projekt steht, ziehen sie weiter, nach Bosnien, Serbien oder anderswo hin.

Was fehlt Slowenien?

Selbstbewusstsein. Ich führe ein Beispiel an: Jeder Slowene, der nach Österreich kommt, denkt, dass er sofort seine Sprache vergessen und nur noch Deutsch sprechen muss. So etwas wird einem Serben oder Kroaten nicht passieren, die zwar Deutsch sprechen werden, wenn sie nach Wien kommen, jedoch das Serbische bzw. Kroatische nicht vergessen werden. Das ist eine Frage des Selbstbewusstseins. Oft passiert es, dass ein Slowene, der nach Österreich kommt, keinen Kontakt zu anderen Slowenen haben möchte, weder mit denen in Kärnten noch in der Steiermark oder anderen. Warum das so ist, weiß ich nicht. Bei uns in Österreich ist es gerade umgekehrt, wohin ich auch gehe, nach Deutschland oder nach Japan, suche ich erst den Link zu Slowenen oder Österreichern. Zu den Slowenen finde ich ihn nicht, zu den Österreichern sofort. Warum das so ist, kann ich nur schwer beantworten ...

Wurde der Slowenische Wirtschaftsverband im Gegensatz zu diesem Geist gegründet, um zu beraten?

Bei seiner Gründung im Jahr 1988, also noch in der Zeit von Ex-Jugoslawien, war das Beraten theoretisch möglich, praktisch aber sicher nicht. Weil es in unserer Minderheit in Kärnten viele slowenisch-österreichische und auch ausschließlich slowenische Unternehmen gab, sagten wir, warum sollte die Minderheit neben den kulturellen und politischen Organisationen nicht auch eine wirtschaftliche haben? Der Slowenische

Wirtschaftsverband wurde von einer Handvoll Unternehmer der Minderheit oder Kärntner Slowenen gegründet, meiner Meinung nach 40 Jahre zu spät, aber besser als nie. Bei der Gründung gab es geteilte Meinungen im Verband, ob er nun links oder rechts orientiert sei.

Und was ist er?

Eine absolut überparteiliche Organisation der slowenischen Volksgruppe in Kärnten, und das war auch mein Motto, als ich im Jahr 2006 die Leitung übernahm. Ich sagte, dass ich diese nur unter der Bedingung, dass ich mir den Ausschuss selbst zusammenstellen kann und dass wir keine Politik betreiben werden, übernehme. Jeder kann seinem gewünschten politischen Lager angehören, in unserer Organisation jedoch müssen wir, um erfolgreich zu sein, am selben Strang ziehen. Ich denke, dass uns das gelungen ist, wir haben eine sehr gemischte Ausschussbesetzung, darin sitzen Unternehmer unterschiedlich großer Unternehmen, Industrielle, Anwälte, da wir so ein umso breiteres Spektrum abdecken können. Wir haben über 370 Mitglieder, auch generell kommen viele zu uns, um sich beraten zu lassen oder um Hinweise für das Handeln in Österreich zu erhalten, da wir auch der offizielle Club slowenischer Unternehmer in Österreich sind. Am wichtigsten ist jedoch, dass wir die Brücke zwischen Slowenien, Italien und Österreich sind, zwischen den Ländern des Alpen-Adria-Raums, wo die slowenische Sprache gesprochen wird, einschließlich des Ungarischen und Kroatischen. Natürlich sehen wir Slowenien als Mittelpunkt und ich muss die slowenische Politik stark dafür kritisieren, dass sie nie die Bedeutung des Alpen-Adria-Raums wahrgenommen hat. Anders als Kärnten, das darin sehr fortschrittlich war, sodass es heute absolut als der Mittelpunkt des Alpen-Adria-Denkens ist. Ich sehe, dass sich jetzt auch die Leitung der Slowenischen Wirtschafts- und Handelskammer darum bemüht. Es ist uns gelungen, die Wirtschaftsfaktoren von Südtirol und Slowenien zu verbinden, wir möchten uns aber noch enger mit der Partnerorganisation in Triest verbinden, also mit dem Slowenischen Wirtschaftsverband Triest, deshalb haben wir auch das grenzüberschreitende Jugendprojekt MAJ – Mladi Alpe-Jadran (slowenisch Alpen-Adria-Jugend) gestartet, das die Jugend aus allen drei Ländern verbindet. Unser Ziel ist, dass auch die folgenden Generationen ein gemeinsames Alpen-Adria-Leben

führen werden, mit dem Ziel, die slowenische Sprache zu erhalten. Das ist für uns sehr wichtig, und viele deutschsprechende Kärntner beneiden uns darum, was wir können und tun. Wir Slowenen sind uns dessen zu wenig bewusst. Dabei muss ich die politischen Organisationen der Kärntner Slowenen kritisieren, die in den letzten Jahren nichts dafür getan haben.

Haben die Minderheitsorganisationen alle zu stark entgegengesetzte Standpunkte, beschäftigen sie sich zu sehr mit der Ideologie?

Mit der Ideologie würde ich nicht sagen. Ich weiß nicht, mit was sie sich beschäftigen, jedenfalls zeigt es keine Ergebnisse. Ich bin Befürworter einer einzigen gemeinsamen Organisation der slowenischen Volksgemeinschaft in Kärnten, das muss das Ziel sein. Das größte Problem ist nämlich, dass sich die Jugend nicht mehr mit politischen Organisationen beschäftigt. Was hilft es uns, dass wir zwei, drei oder fünf politische Organisationen haben, wenn es keinen Nachwuchs gibt. Im Wirtschaftsbereich haben wir Nachwuchs, weil wir daran arbeiten. Ich bin davon überzeugt, wenn es zu einer gemeinsamen politischen Organisation käme, dass auch bestimmte Nachwuchsmitglieder des Slowenischen Wirtschaftsverbands bereit wären, zu ihrer Entwicklung beizutragen.

Was halten Sie von der wirtschaftlichen Kooperation zwischen Slowenien und Österreich. Die statistischen Daten zeigen ein positives Bild ...

Sehr. Fünf Milliarden Euro Tauschhandel ist eine verblüffende Summe. Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen beiden Staaten ist hervorragend, politisch aber ist nicht alles geregelt. Die slowenische Volksgemeinschaft erhält von Österreich dieselbe finanzielle Unterstützung wie vor 20 Jahren, obwohl wir für Österreich eine große Rolle spielen, weil wir mehrsprachig ausgebildete Menschen haben mit offener Denkweise, was Kärnten noch verstärken kann. Letztendlich betont selbst der Landeshauptmann, wie wichtig die Offenheit und Kooperation ist, da es Kärnten an guten Arbeitskräften fehlt, die Leute verlassen das Land ...

Auch Slowenien verlassen junge, gebildete Menschen ...

Schauen Sie mal, was im Slowenischen Gymnasium und der Handelsakademie in Klagenfurt sowie der Höheren Lehranstalt für wirtschaftliche

Berufe in St. Peter vor sich geht, es handelt sich um eine regelrechte Schülerflut aus Slowenien. Warum? Weil sie hier eine gute Ausbildung für wenig Geld bekommen, aber hinter all dem steht eine geplante Strategie Österreichs. Hier kann sich jeder auf Kosten des Staats bilden, Österreich fordert nichts, weil es genau weiß, wenn sich jemand hier bildet, wird er höchstwahrscheinlich auch hier bleiben. Wenn sich aber ein Kärntner Slowene in Slowenien bilden möchte, ist es nicht möglich, weil er dabei auf Tausende Hürden stößt, sodass wir uns hier nur wundern, ob das wirklich Sloweniens Philosophie ist, dass keine Landsleute aus Italien und Österreich erwünscht sind, die so ihre schöne Muttersprache lernen könnten. Leider ist dem so, dass die Kärntner Slowenen ihre Muttersprache immer schlechter beherrschen, weil Slowenisch zuhause und auf dem Dorf nicht mehr gesprochen wird. Was helfen mir 70 Prozent Anmeldung zum zweisprachigen Unterricht, wenn die Kinder nach vier Jahren Volksschule auf Slowenisch nur „Guten Tag“ und „Gute Nacht“ sagen können. Slowenien hat keine gute Strategie, was diese Sache angeht.

Wie ist es mit den Wünschen slowenischer Wirtschaftstreibender, in Österreich ein Unternehmen zu öffnen?

Die Anzahl steigt.

Sind das größtenteils kleine oder mittelgroße Unternehmen?

Auch größere, industrielle. Momentan verhandeln wir mit zwei größeren Unternehmen aus Slowenien, die vorhaben, in Kärnten oder in der Steiermark eine Investition in Höhe von 20 bis 30 Millionen Euro zu tätigen, und auch um das Produkt zu schützen, weil der Schutz in Slowenien juristisch sehr schlecht geregelt ist.

Wie sehen Sie die Zukunft Kärntens und Sloweniens?

Ich bin von Natur aus optimistisch, natürlich aber muss man dafür etwas tun, weil ohne Fleiß kein Preis. Ich baue auf die junge Generation, ich mache mir jedoch Sorgen, wie wir die slowenische Sprache schützen können, nicht nur in Kärnten. Die Jugend von heute kommuniziert in den sozialen Netzwerken in Abkürzungen, sogar das Englische ist nicht mehr das Wahre, wie die Muttersprache. Deshalb finde ich es

umso wichtiger, guten Journalismus aufrechtzuerhalten, eine hochwertige slowenische Zeitung und Literatur, die Grundlage dafür sind gute Schulen und natürlich eine gute Wirtschaft.

Was denken Sie nach fast drei Jahrzehnten über die Verselbstständigung Sloweniens?

Ich denke, dass sich Slowenien sehr mutig für den richtigen Weg entschieden hat, ich hoffe nur, dass es endlich aus seinen Kinderkrankheiten kommt, die schon zu lange dauern, mit allen Regierungs- und Ministerwechseln, ich bin schon etwas besorgt. Ich denke, dass sich Slowenien zu wenig darüber bewusst ist, zu was die slowenischen Arme und der Verstand fähig sind.

Es stimmt also nicht, dass jedes Volk solche Politiker hat, wie es verdient, und hätten wir in Slowenien bessere verdient?

(Lachen) Man könnte es auch so sagen, obwohl wir nichts verallgemeinern dürfen, auch in der Politik finden sich kluge Köpfe. Es stimmt jedoch, dass es schwierig ist, kluge Köpfe in die Politik zu bringen, was überall gleich ist.

Und die slowenische Wirtschaft?

Slowenien hat auf jeden Fall viele gute Unternehmen, kritisch sehe ich, dass sich die Privatisierung noch nicht durchgesetzt hat. Damit sich Slowenien wirtschaftlich entwickeln könnte, muss es mehr fremdes Kapital zulassen, fremden Besitzanspruch, obwohl die öffentliche Meinung dazu sehr skeptisch ist, sogar negativ. Dazu tragen die slowenischen Medien mit ihrer negativen Berichterstattung viel bei. Die Wirtschaft braucht positive Nachrichten.



*Er kettete sich an die Tafel
und gewann*

Franz Josef Smrtnik, Bürgermeister von
Bad Eisenkappel, erster slowenischer Bürgermeister in Kärnten

1. Juni 2019

Bad Eisenkappel ist der südlichste Ort Österreichs, der wegen des Romans *Engel des Vergessens* der heimischen Autorin Maja Haderlap international bekannt wurde. Die meisten Einwohner des Markts in der Vellach-Schlucht waren immer deutsch, die Weiler in den Bergschluchten und Gipfeln ringsum, einst slowenisch, sind heute stark gemischt. Trotz einer solchen Bevölkerungszusammensetzung wird die Gemeinde Bad Eisenkappel schon das zweite Jahr von einem slowenischen Bürgermeister geleitet. Franz Josef Smrtnik ist ein Bauer, der vom Wald lebt, das Bürgermeisteramt übt er nebenberuflich aus. Er ist der erste Kärntner Slowene in der Geschichte der zweiten österreichischen Republik, der auf der Liste der slowenischen Enotna Lista/Einheitsliste zum Bürgermeister einer Kärntner Gemeinde gewählt wurde. Vor Kurzem feierte er sein zehntes Bürgermeister-Jubiläum, in zwei Jahren wird er um sein drittes sechsjähriges Mandat kämpfen.

Je zu zweit zur Schule

Er lebt in Trögern, in einem Dorf nahe des Grenzübergangs Seebergsattel, wo er auf dem alteingesessenen, 400 Jahre alten Gehöft Smrtnik als erster von fünf Söhnen einer markigen slowenischen Familie aufwuchs. Nach ihm, der im Jahr 1964 geboren wurde, kamen nacheinander bis 1967 noch drei Brüder zur Welt, der jüngste fünf Jahre später. Als Franz Josef schulreif war, musste er auf seinen ein Jahr jüngeren Bruder Zdravko warten, damit sie zusammen in die erste Klasse der damaligen zweisprachigen Volksschule in Ebriach/Obirsko gehen konnten, genauso musste auch der dritte Bruder Marjan auf seinen ein Jahr jüngeren Bruder Vladimir warten. So legten die Brüder Smrtnik je zu zweit einen sechs Kilometer langen Fußmarsch in dieselbe Klasse der Ebriacher Schule mit vier Klassen zurück, die 30 Schüler zählte, die alle vom selben Lehrer unterrichtet wurden, dem berühmten Ebriacher

Direktor Valentin Polanšek, einem Dichter, Schriftsteller und Komponist. In seinem Kinderchor begannen die Jungen der Familie Smrtnik zu singen. Heute gibt es in Ebriach keine Schule mehr, die Ironie des Schicksals sorgte dafür, dass sie wegen einer zu geringen Schüleranzahl, während des Bürgermeisteramts ihres ehemaligen Schülers Smrtnik, ihre Türen schließen musste. Dieser studierte nach der Matura am Slowenischen Gymnasium Forstwesen in Wien, brach das Studium jedoch nach drei Jahren ab, weil er begann, zuhause auf dem Bauernhof zu arbeiten. In Wien belegte er einen Kurs an der katholischen sozialen Akademie, wo er unter anderem auch an Vorlesungen des derzeitigen österreichischen Bundespräsidenten Alexander Van der Bellen teilnahm, mit dem er immer noch guten Kontakt pflegt. Mit noch etwas anderem trug sich Smrtnik in die Geschichte ein: als Erster, der in Österreich Zivildienst geleistet hat, obwohl er vereidigter Jäger ist. Bei der Klagenfurter Caritas wurde ihm die Sorge für ein Obdachlosenheim anvertraut, wo er viel über das Sozialwesen lernte.

Großer Anklang in den Medien

Als er im Jahr 1993 den heimischen Bauernhof übernahm, hatte er mit seiner Frau Regina bereits zwei kleine Kinder. Matej, der nach seiner Ausbildung auf dem Bauernhof blieb, und Anja, die Lehrerin an einer zweisprachigen Kärntner Schule wurde. 2008 kam noch Štefan hinzu. Damals war Franz Josef Smrtnik schon als Kärntner Slowene bekannt, der sich an eine Ortstafel gekettet hatte.

Die Geschichte, die mit dem ewigen Kampf der Kärntner Slowenen um die zweisprachigen Ortstafeln zu tun hat, lautet folgendermaßen: Eines Herbsttages im Jahr 2005, in Haiders Ära, wurde Franz Josef von einem Freund, einem Angestellten der Straßenverwaltung, benachrichtigt, er müsse sofort handeln, weil sie die Verordnung zur Beseitigung der zweisprachigen Ortstafeln in Bad Vellach bekommen hätten. Entschieden packte er eine Eisenkette, seine Frau fuhr in zur Tafel, half ihm beim Anketten und rief die Medien dazu. So verharrte er dort den ganzen Tag und die ganze Nacht. Viel mehr als eine Sitzung bei Haiders damaligem Landesrat im Bereich Straßen, Gerhard Dörfler, dem

späteren Landeshauptmann, kam nicht dabei heraus, die Reaktion der Medien aber war groß.

Franz Josef war damals bereits ein bewährter Politiker, ein Gemeinderat an der Front der slowenischen Einheitsliste, die sein Vater, Franc Smrtnik, ein vielseitiger Volksarbeiter, der keiner Partei beitreten wollte, weil diese seiner Meinung nach alle verdeutschen, im Jahr 1973 gemeinsam mit Lado Hajnžič in Bad Eisenkappel gegründet hatte. „Als Slowene ist man in einer österreichischen Partei, in welcher auch immer, eine doppelte Minderheit“, stimmt Franz Josef seinem verstorbenen Vater zu, dem nach dem Anketten an die Ortstafeln irrig vorausgesagt wurde, dass er sich damit alle Möglichkeiten verspielt hätte, Bürgermeister zu werden; im Sinne von „die Leute mögen keinen Extremismus“. Damit rechnete vor dem zweiten Wahlgang im Jahr 2009 auch der damalige sozialdemokratische Bürgermeister von Bad Eisenkappel, als er ein Bild des angeketteten Smrtnik „als Warnung“ an alle Bürger versendete. Aber Franz Josef ist heute davon überzeugt, dass ihm genau das zu seinem Sieg verhalf, obwohl der knapp war, um 15 Stimmen: „Davor habe ich selbst nicht geglaubt, auch mein Vater nicht, dass ein Slowenischsprechender, der sich als Slowene bekennt und nicht in der mehrheitlichen Partei ist, Bürgermeister werden könnte. Ich war der Erste, von 132 Kärntner Bürgermeistern ist das bis jetzt nur zweien gelungen, nach mir Bernard Sadovnik in Globasnitz.“

Trotz der Minderheitsregierung schaukelte er sein erstes Mandat gut. „Wir haben ein neues Mittelschulzentrum gebaut, alle zweisprachigen Ortstafeln und Wegweiser aufgestellt, auch die Aufschrift auf der Schule ist zweisprachig, ebenso die Stirnseite des Gemeindeamts und die Stempel. Ich habe alles auf eigene Faust getan, warum sollten wir uns im Gemeinderat darüber streiten?“ So nebenbei fügt er noch hinzu, dass so auch alle anderen Bürgermeister handeln könnten, wenn sie wollten.

Von Haus zu Haus

Beim zweiten Mal, im Jahr 2015, ging es schon einfacher, er gewann bereits im ersten Wahlgang, da er nach dem Prinzip, dass die Vorbereitungen auf die nächsten Wahlen sofort nach dem Sieg beginnen, sechs Jahre

lang seinen Bürgern Besuche abstattete und auch heute, obwohl er Facebook nicht vernachlässigt, noch immer auf persönliche Kontakte setzt. „Es gibt kein Haus, das ich nicht mindestens einmal besucht habe.“ So ging auch die Flüchtlingsgeschichte gut aus, da es ihm gelang, mit seinen Hausbesuchen die Bewohner von Bad Eisenkappel davon zu überzeugen, dass das Empfangen von Flüchtlingen eine Errungenschaft für die Gemeinde ist, und keine Bürde, weil schon aufgrund der größeren Einwohnerzahl mehr Geld aus Wien in den Gemeindeetat fließt. Mit den entsprechenden Predigten half ihm der heimische Pfarrer, Freiwillige mit Kursen für die Flüchtlinge. Zweimal wurde er zum Thema Flüchtlinge nach Slowenien eingeladen: „Als ganz Slowenien 236 Flüchtlinge hatte, unsere Gemeinde mit 2300 Einwohnern aber 136, habe ich jedes Mal gefragt: ‚Vor wem fürchtet ihr euch in Slowenien bei solchen Zahlen?‘ Ich gebe zu, ich habe etwas provoziert – und einige waren vollkommen außer sich.“ Heute gibt es in Bad Eisenkappel nur noch ca. 25 Flüchtlinge, die auf Asyl warten, alle anderen sind weitergezogen. Unter ihnen fand sich aber auch ein Syrier mit seiner Frau und drei Kindern, der geblieben ist, und im örtlichen Kurzentrum arbeitet.

Gerade das Kurzentrum mit 240 Betten und 100 Arbeitsplätzen ist heute die Hauptwirtschaftsquelle, von der der gesamte Ort lebt. Der Besitzer, ein Tiroler Familienunternehmen mit einer Kurzentrumkette in ganz Österreich und Deutschland, plant in der Zukunft einen neuen Anbau, was einen großen Gewinn für die Gemeinde bedeutet. „Wir haben die beste Luft, viel Sonne, warum sollte man hier nicht noch einen Kurort bauen?“, überlegt Smrtnik und erklärt: „Als im Jahr 1989 in Eisenkappel, aus politischen Gründen, die Zellulosefabrik Obir geschlossen wurde, die in slowenischem Besitz war, war das für die Orte hier ein harter Schlag und die Gemeinde versuchte, sich auf den Tourismus umzustellen. Wir haben die Obir-Tropfsteinhöhlen, eine Tennishalle, jetzt versuchen wir, mit dem Geopark neue Synergien zu schaffen. Es wird besser, jedoch ist es für einen Ort, den einst die Industrie versorgte, sehr schwer.“

Bad Eisenkappel gehört zu den energetisch fortschrittlichsten bzw. sparsamsten Gemeinden, da die meisten Haushalte des Markts an eine Hackschnitzelheizung angeschlossen sind, die Gemeindebauten haben Fotovoltaik auf den Dächern, die Angestellten der Gemeinde fahren

elektrische Autos ... Die Gemeinde wurde jedoch in den letzten Jahren nicht von schlimmen Unwettern verschont, der Wind verursachte einen enormen Schaden, verwüstete die Wälder und gefährdete die Existenz vieler Bauern.

Nach den neuesten energetischen und ökologischen Standards ist auch der neue Kindergarten für 65 Kinder gebaut, wobei fast ein Drittel der Einwohner von Bad Eisenkappel über 65 Jahre alt ist. Wie könnte man die jungen Generationen halten, damit diese nicht wegziehen? So, dass der Staat das Land nicht der Stadt gleichstellt und wegen Unrentabilität keine lokalen Schulen, Polizeistationen, Poststellen schließt, sagt der Bürgermeister, der darüber nachdenkt, dass sie in Bad Eisenkappel auch Kleinunternehmen bräuchten, um dem Ort neuen Schwung zu geben: „Auch slowenische Unternehmen könnten bei uns ihre Außenstellen positionieren, Slowenien müsste eine derartige Zusammenarbeit stärker unterstützen, was gleichzeitig das hiesige Slowenentum stärken würde. Seit es die Grenze nicht mehr gibt, hat sich die Stimmung für die Slowenen in Kärnten verbessert, es könnte jedoch noch mehr getan werden. Auch die slowenischen Politiker müssten, wenn sie nach Kärnten kommen, häufiger bei uns slowenischen Bürgermeistern vorbeikommen.“

Die Stimmung ist gut, die Gemeinschaft stirbt

Seiner Meinung nach steht es nicht gut um das Slowenentum in Kärnten. Die Dörfer, in denen größtenteils Slowenisch gesprochen wurde, gibt es nicht mehr. Es stimmt, dass immer mehr Kinder zum zweisprachigen Unterricht angemeldet werden, in Bad Eisenkappel fast alle, jedoch sprechen sie nur schlecht Slowenisch – und es ist ein großes Problem, es ihnen beizubringen. Smrtnik ist ein Befürworter der Idee, dass die Anmeldung zum zweisprachigen Unterricht Pflicht sein sollte, wie es bis 1957 auch war, und ganz Südkärnten wieder Slowenisch sprechen könnte. „Das“, meint er, „wäre auch die Gelegenheit zur Festigung der slowenischen Gemeinschaft, damit es damit nicht immer schneller bergab ginge. Warum? Weil die gute Stimmung, von der wir jetzt sprechen, für die slowenische Volksgemeinschaft immer schlecht war, am stärksten waren wir, als wir starke Gegner hatten. Auch unsere slowenischen

Organisationen schlafen heute, anstelle Forderungen zu stellen, z. B. für Kindergärten, die zwar wirklich zweisprachig sind, aber weder ein richtiges pädagogisches Konzept haben noch eine Lösung für die Nachmittagsbetreuung anbieten. Genauso ist es mit dem zweisprachigen Unterricht in der Volksschule, nur eine Handvoll der angemeldeten Schüler kann von zuhause aus Slowenisch, sodass diejenigen, die schon etwas können, noch weniger mitnehmen. Man müsste zwei Gruppen haben – für die, die besser sprechen, und die, die keine Vorkenntnisse haben. Das Slowenische ist nicht gleichberechtigt und wird es auch nie sein; wenn es keine Beamten, Richter, Bürgermeister gibt, die Slowenisch können, sprechen eben alle Deutsch.“

Wahrscheinlich aber ist es keine Lösung, damit sich die Stimmung verschlechtert, provoziere ich Smrtnik ein bisschen. „Das nicht“, zögert er keinen Moment, „jedoch müssten die Verantwortlichen des Landes ernster darüber nachdenken, dass eine gute Stimmung keine Garantie für das Überleben der slowenischen Gemeinschaft ist, sondern lediglich eine gute Grundlage, auf der aufgebaut werden muss. Die Stimmung ist gut, die Volksgemeinschaft aber schläft und stirbt, die Forderungen aus dem Jahr 2011, wo die Ortstafelfrage geregelt wurde, gibt es nicht mehr. Es fehlt auch an zweisprachigen Ortstafeln: in Sittersdorf, Sielach, Suetschach ... Vor den Ortstafeln als sichtbares Zeichen herrscht noch immer Angst, diese sind jedoch für das Selbstbewusstsein der Volksgemeinschaft und des Orts von ausschlaggebender Bedeutung. Als ich im Jahr 2011 über die zweisprachigen Ortstafeln verhandelt habe, habe ich mich gewundert, welche Gegner wir gerade unter den Bürgermeistern der sozialdemokratischen Partei hatten, und obwohl ich nichts gegen den jetzigen Landeshauptmann Kaiser zu sagen habe, muss ich sagen, dass es leider auch ihm nicht gelingt, seine Leute zu disziplinieren. Deswegen war ich enttäuscht, weil die slowenische Musikschule sich nicht selbstständig machte, weil neben der Musik dort auch das Slowenische wichtig war. Seit die Schule Teil des österreichischen Systems geworden ist, ist dem nicht mehr so. Es ist leider so, wenn man nicht sein eigener Herr ist, ist man wie ein Beirad, nicht mal ein Reserverad.“

Weiterführung der Tradition

Das Leben der Brüder Smrtnik ist seit jeher von Musik erfüllt. Vier von ihnen singen schon Jahre lang gemeinsam mit ihren Cousins zweiten Grades im Quintett Smrtnik, das in der ganzen Welt gastiert, und somit die Familientradition weiterführt, vor ihnen sangen nämlich sechs Schwestern des Vaters in einem Sextett der Smrtnik-Mädchen. Franz Josef: „Durch die Lieder vermitteln wir den Menschen das Slowenische, der Gesang vereint auch die Familie, da wir uns einmal in der Woche treffen, um zu üben, selbst die grenzüberschreitende Zusammenarbeit wirkt am besten über das Singen. Der Gesang half mir auch in der Politik, bei meiner Vertretung der Südkärntner Bäuerinnen und Bauern in der Landwirtschaftskammer.“

Wird mein Enkel noch slowenische Lieder singen?, fragt sich eines der beliebtesten Lieder aus dem Repertoire des Smrtnik-Quintetts. Franz Josef ist noch kein Großvater, wenn er es einmal sein wird, werden seine Enkel mit Sicherheit slowenisch singen? „Nichts ist hundertprozentig, ich werde mich jedoch darum bemühen, und mit ihnen Slowenisch sprechen, es ist nämlich sehr wichtig, dass es in der Familie eine Person gibt, mit der das Kind intensiv Slowenisch spricht“, sagt er. „Ich bin davon überzeugt, dass das Slowenische in Südkärnten in den Familien erhalten bleiben wird, aber was dann? Deshalb sind die Ortstafeln so wichtig.“ Es stört ihn auch, dass auf den Tafeln, welche die Gäste an der Grenze zu Slowenien willkommen heißen, die slowenische Aufschrift an letzter Stelle steht, hinter der deutschen, englischen und italienischen. An der Grenze zu Slowenien sollte die slowenische Aufschrift an erster Stelle stehen, an der Grenze zu Italien die italienische usw. Abhängig davon, welche Gäste das Land Kärnten hier zuerst anspricht. In Einklang damit würde es ihn auch nicht stören, wenn in Slowenien an der Grenze zu Österreich der Willkommensgruß an erster Stelle auf Deutsch angeführt wäre. Das wäre für ihn das wahre vereinte Europa.

*Für eine Minderheit ist es tödlich,
wenn Menschen nur ihre
Ruhe haben möchten*

Matevž Grilc, Anwalt im Ruhestand

7. September 2019

Matevž Grilc gehört zu den markantesten Persönlichkeiten der slowenischen Minderheit im österreichischen Kärnten. Vor 40 Jahren gründete er in Klagenfurt sein Anwaltsbüro, das sich heute „Grilc Vouk Škof“ nennt. Zwischen den Jahren 1976 und 1995 sowie 2005 und 2009 war er Vorsitzender des Rats der Kärntner Slowenen (NSKS), der Dachorganisation der katholisch orientierten Volksgemeinschaft. Jetzt unterstützt er die Neue Initiative der Kärntner Slowenen SKUP, dessen Mentor sein Schwiegersohn ist, der Anwalt Rudi Vouk.

Erzählen Sie uns etwas über Ihre Kindheit, wie hat Sie diese geprägt?

Ich bin der Sohn eines Kleinbauern unter der Petzen, das jüngste von acht Kindern, was für mich sicherlich von Vorteil war. Meine Vorfahren stammen aus Grenzorten, auch aus Schwarzenbach (Črna). Meine Mutter wurde in Ostdeutschland geboren, in einer slowenischen Knappenfamilie. Sie ging nicht zur Schule, konnte nur schlecht lesen, nicht schreiben. Bei mir war es sich schon beim Geburtstag schwierig, der Kaplan bestimmte, dass ich am 21. September geboren wurde, in einigen Dokumenten aber steht der 6., zuletzt galt dann der 7. September. Im nahen Loibach bei Bleiburg besuchte ich die Volksschule, diese Schule gibt es nicht mehr, sie wurde wegen der geringen Kinderzahl stillgelegt, damals aber waren wir noch sehr zahlreich. Weil ich zu früh in die Schule geschickt wurde, noch keine sechs Jahre alt, zeigte sich bald, dass ich noch nicht reif dafür war, und so musste ich nach Hause. Ich war gekränkt, weil ich gern zur Schule ging, aber ein Jahr später regelte sich alles.

Können Sie sich an Konflikte zwischen den Slowenisch- und Deutschsprechenden aus dieser Zeit erinnern?

Aber natürlich. Damals war in Österreich die Zeit des obligatorischen zweisprachigen Unterrichts. Von zuhause aus konnten wir kein Deutsch, wer hätte es uns denn beigebracht, in der Schule aber, zumindest kann ich das von mir behaupten, haben wir die Sprache schnell gelernt. Die Lehrer begannen uns bald einzureden, wir sollen nur Deutsch lernen. Es war die Zeit der organisierten Schulstreiks, nach dem Beschluss des österreichischen Staatsvertrags, als in den Jahren 1956, 1957 die extrem rechtsorientierte Organisation Heimatdienst mit ihrem Streben nach einem ethnisch reinen Kärnten wieder auflebte, und ihre erste Forderung war die Abschaffung des zweisprachigen Unterrichts. Ich selbst, im Jahr 1957 zehnjährig, besuchte da schon das Slowenische Gymnasium in Klagenfurt. Die Verdienste darum hatte der Kaplan aus Bleiburg, der meiner Mutter beharrlich zugeredet hatte, dass sie mich auf ein slowenisches Gymnasium schicken muss. Um keinen Preis wollte ich von zuhause fort, komischerweise jedoch insistierten sie daheim. So befand ich mich, noch als Kind, plötzlich in Klagenfurt. Ich wohnte im Hermagoras-Schülerheim und durfte einmal im Monat, wenn ich Glück hatte, nach Hause.

Natürlich bewehrte sich das slowenische Gymnasium?

Definitiv. Es wurde genau dieses Jahr, als ich inskribierte, 1957 gegründet, ich gehörte zur ersten Schülergeneration und kann mich noch heute an den Gründer Dr. Joško Tischler erinnern, wie er über dem Eingang stand und beobachtete, wie viele Schüler zur Einschulungsprüfung angetreten waren. Es kamen 101, was eine schöne Zahl für den Beginn einer neuen Schule war, der viele widersprachen.

Es stimmt jedoch auch, dass sich Dr. Tischler und seinesgleichen sehr für dieses Ergebnis eingesetzt hatten, die Professoren zogen von Kärntner Haus zu Haus und redeten den Menschen zu, die Kinder anzumelden.

Und auch die Priester und Schulschwestern. Sie müssen wissen, dass die österreichischen Behörden das Gymnasium in der Erwartung ließen, dass es nicht aufleben wird. Dr. Tischler wollte, dass die Unterrichtssprachen

Slowenisch und Deutsch sind, die Behörden widersprachen dem aber, und erlaubten lediglich das Slowenische, im Glauben, dass es so leichter wäre, die Schule zu vernichten, weil es nicht genug Anmeldungen gäbe. Wir Schüler spürten diesen Druck, vom Hermagoras-Schülerheim bis zur Schule wurden wir von der Polizei begleitet, weil uns Gegner der Minderheit angriffen. Der Unterricht verlief all die Jahre nachmittags, weil am deutschen Gymnasium, wo wir gastierten, kein Platz für uns war. Eigene Räumlichkeiten bekam das Slowenische Gymnasium erst im Jahr 1975.

Genau diese Verhältnisse haben Sie im Slowenentum gefestigt?

Dazu trug vor allem das Leben im Schülerheim bei. Sein Leiter, Dr. Franc Cigan, Geistlicher, Flüchtling aus Slowenien, erzog uns im Geiste des Nationalbewusstseins. Wir haben nicht nur geschauspielert und gesungen, sondern auch einen Schülerverband gegründet, womit, als ich ungefähr 15 war, bereits meine politische Tätigkeit begann. Deshalb bin ich überzeugt, dass solch organisiertes Wirken, sei es kulturell oder politisch, mindestens ebenso wichtig ist wie die Schule selbst. Jedenfalls war ich in den Jahren um die Matura, 1965, schon sehr einbezogen und verhandelte als Vorsitzender des Schülerverbands im Rahmen des Volksrats der Kärntner Slowenen und der damaligen Politik darüber, dass eines unserer Mitglieder für die Volkspartei im Landesrat für eine verfügbare Stelle kandidieren würde. Uns Jungen, die wir politisch aufgeklärt waren, sagte die Eingliederung in mehrheitliche Parteien nicht besonders zu, wir wollten, dass die Slowenen selbstständig antreten und auf ihre eigene Kraft vertrauen. Zu dieser Kandidatur kam es dann sowieso nicht, weil in der Volkspartei die deutsche nationalsozialistische Ansicht überwog, dass ein Slowene nichts im Landesrat zu suchen hat. Im letzten Moment präsentierten wir einen eigenen Kandidaten im Rahmen der Kärntner Einheitsliste und bekamen eine beträchtliche Stimmenzahl. Danach ging ich zum Militär und dann nach Wien, um zu studieren.

War die Entscheidung, Jura zu studieren, schwierig?

Ich wusste gar nicht, welches Studium ich wählen sollte. Ich hätte alles studieren können, nur Medizin interessierte mich nicht. Ich entschied

mich für Jura, weil dies meinen politischen Interessen entsprach. Marjana, meine zukünftige Ehefrau, begleitete mich nach Wien und arbeitete, damit ich studieren konnte.

Die slowenische Jugend in Wien war zu dieser Zeit politisch natürlich sehr aktiv.

Allerdings. Im Jahr 1968 waren wir schon so organisiert, dass wir Dr. Valentin Inzko senior von der Stelle des Vorsitzenden des Rats der Kärntner Slowenen (NSKS) abwählten, weil er sich im Konflikt, den wir Studenten mit dem Rektor des slowenischen Studentenheims Korotan aufgrund seiner übertrieben strengen Disziplin hatten, auf die Seite des Rektors gestellt hatte. Seine Stelle beim NSKS übernahm Dr. Reginald Vospernik, der aber auch nicht ganz nach unserem Geschmack war.

Warum nicht?

Weil wir mehr Kontakt zu Slowenien haben wollten. Bis zum Jahr 1968 hatten wir sehr wenig Kontakt, was auf die Gegebenheiten der Nachkriegszeit zurückzuführen ist. Diese war für die Kärntner Slowenen sehr dramatisch, weil Jugoslawien nach dem Krieg lange auf die Eingliederung Kärntens beharrte, weshalb auch jedwede konstruktive Politik der Kärntner Slowenen verhindert wurde. Joško Tischler wollte schon im Jahr 1945 für den Landtag kandidieren und sicher wäre es ihm gelungen, Jugoslawien aber nahm eine ablehnende Haltung ein, weil es damit die bestehenden Grenzen anerkennen musste, weshalb sich Tischler zurückzog. 1949 wurde gerade wegen dieser Situation, als man merkte, dass es zu keinen Veränderungen kommen würde und dass die Grenze bleiben werde, der Rat der Kärntner Slowenen (NSKS) gegründet, während der Zentralverband Slowenischer Organisationen (ZSO), damals noch die Befreiungsfront, bis 1955 auf den jugoslawischen Positionen verharrte. Diese Zeit war ausschlaggebend und aus ihr sprossen die Wurzeln der heutigen Spaltung der Kärntner Slowenen. Die jugoslawische Politik beeinflusste und bestimmte seit jeher die Situation der Kärntner Slowenen. Der Zentralverband der Slowenischen Organisationen (ZSO) hat sich später, unter ihrem Einfluss, österreichischen Parteien angeschlossen, erst in die schwächere kommunistische, danach in die einflussreiche sozialistische.

Sie dagegen beschlossen, sich Slowenien anzunähern?

Weil wir uns wünschten, die Verbindungen zu Slowenien zu verbessern, beriefen wir 1972 den bereits pensionierten Direktor des Slowenischen Gymnasiums Dr. Tischler zurück an die Spitze des NSKS, weil wir mit ihm am besten zusammenarbeiteten, und dann verbesserte sich das Verhältnis zu Slowenien wirklich relativ schnell. Aus dieser Zeit stammt Tischlers berühmte Aussage von einer der Sitzungen in Slowenien: „Wissen Sie, wir sind nicht so schwarz, wie Sie denken, und nicht so rot, wie Sie es gerne hätten.“ Damals wurde in Slowenien endlich anerkannt, dass der NSKS die stärkste Minderheitsorganisation ist, da wir zwei Drittel der Kärntner Slowenen abdeckten. Tischler bestimmte mich 1976 zu seinem Nachfolger ...

Sicher war es schwierig für Sie, erst 29 Jahre alt, in seine Fußstapfen zu treten – in so schlimmen Verhältnissen?

Stimmt. Die Verhältnisse waren wirklich schlimm. Bis zu dem Moment, als die ersten Maturanten vom Slowenischen Gymnasium kamen, war es in Kärnten relativ ruhig, weil es sozusagen keine slowenische Intelligenz gab, vor allem keine jungen Menschen. Als wir damit begannen, die slowenischen Namen auf die Tafeln der slowenischen Dörfer hinzuzufügen, weckten wir den schlafenden Löwen. Das Gesetz, nach dem in Kärnten 205 zweisprachige Tafeln hätten aufgestellt werden müssen – darauf hatten sich der damalige Kärntner Landeshauptmann Hans Sima und der Vorsitzende der slowenischen Regierung Stane Kavčič geeinigt – trat 1972 in Kraft. Kanzler Kreisky stimmte der Ausführung zu, die Gegner aber vernichteten die Tafeln mit den slowenischen Aufschriften in wenigen Nächten, während die Polizei ruhig zusah. Als Kreisky darauf Kärnten besuchte, wurde er aufs Schlimmste beschimpft und fast hätte man sein Auto umgeworfen, was ihn dermaßen beeinflusste, dass er die Ausführung des Gesetzes einhielt. Auch Landeshauptmann Sima wurde gefeuert, seinen Platz nahm ein neuer ein, Leopold Wagner, der die Slowenen hasste.

Obwohl er ein Sozialdemokrat war?

(Lachen) Darin gab es zwischen den Linken und Rechten keinen Unterschied. Im Frühling 1976 waren die Verhandlungen mit Kreisky, denen

ich beiwohnte, beendet. Kreisky teilte uns mit, dass er dem Druck aus Kärnten, das verlangte, dass die slowenische Minderheit gezählt werden müsse, nicht standhalten kann. Im Sommer wurde das Volksgruppen-gesetz, welches das Zählen verlangte, beschlossen, und wir entschlossen uns zu einem Boykott. Die Südtiroler versuchten, uns anhand ihrer Erfahrungen von der Zählung zu überzeugen, denn falls sich herausstelle, dass sich die Anzahl der Angehörigen verringert hatte, müsse der Staat die Volksgruppe zusätzlich unterstützen, wir aber waren fest davon überzeugt, dass dies das Ende der Minderheit bedeute. Wir organisierten große Demonstrationen, es versammelten sich einige Tausend Menschen, starke Unterstützung hatten wir auch von den Deutschsprachigen, einige aus unseren Kreisen gingen sogar so weit, dass sie Sprengstoff benutzten. Das war wohl die Folge von Verzweiflung ...

Andererseits jedoch eine Handlung nach dem Beispiel Südtirols, wo zuvor Bomben detoniert waren?

Genau. Die Südtiroler hatten mit Bomben die Internationalisierung ihres Problems erzwungen, so nach dem Motto „Eine schlechte Nachricht ist eine gute Nachricht, weil man sie hört“. Dass die Internationalisierung ein Rezept für die Lösung unseres Problems ist, glaubten wir auch. Jugoslawien unterstützte uns moralisch ...

Bei dem Stichwort „Bomben“ denke ich natürlich auch an jene, die im Bezirksheimatmuseum Völkermarkt im Jahr 1979 von den Mitarbeitern des jugoslawischen Geheimdienstes UDBA, Luka Vidmar und Marina Blaj aus Slowenien, gelegt wurde.

Das war das einzige Bombenattentat, das vollkommen deplatziert war und uns sehr geschadet hat.

Es ist noch nicht allzu lange her, als auch Sie in Slowenien erklären mussten, dass Sie persönlich nichts damit zu tun hatten und dass Sie kein Mitarbeiter der UDBA waren. Wie kam es dazu, dass Sie sich als ein Politiker der christlich-demokratischen, also für das damalige Jugo-System unerwünschten rechten, Option auf der Liste von Mitarbeitern der politischen Geheim-polizei befanden?

Es ist kein Geheimnis, dass im Klagenfurter Generalkonsulat zu Zeiten

Jugoslawiens der Konsul stets ein UDBA-Mensch war, der an Ljubljana vorbei, über die Botschaft in Wien, nach Belgrad berichtete. Auch über mich. Aus verlässlicher Informationsquelle weiß ich, dass die Wiener Botschaft diese Berichte für Belgrad sogar zu meinen Gunsten änderte. Das war die Zeit, als mit den Bomben in Kärnten zwei Gruppen verbunden wurden, eine stand zweifellos unter dem Einfluss der UDBA (jugoslawischer Geheimdienst, Red.), die andere aber überhaupt nicht. Mit der ersten hatte ich nichts zu tun, über das Treiben der anderen jedoch war ich teilweise informiert. Ich wurde jedes Mal, wenn es irgendwo knallte, von der Polizei verhört, weil man dachte, dass ich diese Aktionen organisiere, was jedoch nicht stimmte. Es trifft jedoch zu, dass ich für das Treiben der anderen Gruppe Kärntner Slowenen, die nicht mit der UDBA verbunden waren, ein gewisses Verständnis hatte, weil es damals tatsächlich ums Sein oder Nicht-Sein ging, um die Frage, ob die slowenische Volksgruppe überleben wird, und politisch zeigten derartige Aktionen ihre Wirkung. Von der Bombe in Völkermarkt wusste ich nichts, sie ging in der ungünstigsten Zeit hoch, im September 1979, als unser Boykott gegen die Minderheitenzählung und die Demonstrationen längst vorbei waren, und wir Kärntner Slowenen uns mit unserer Kärntner Einheitsliste (KEL) auf die Landtagswahlen vorbereiteten. Unser Hauptkandidat war Karel Smolle. Klar, dass uns der Bombenanschlag von Völkermarkt bei den Wahlen sehr schadete.

Könnte man sagen, dass Ihr ganzes Streben gegen die Antivolkgruppenpolitik vergeblich war?

Nachdem Kanzler Kreisky, der die Kärntner Sozialisten fürchtete, mit uns aber insgeheim Kontakt pflegte, entschieden einknickte mit der Äußerung „Regelt eure Minderheitsfrage in Kärnten doch selbst“ – trifft das vielleicht zu, da alle drei Kärntner Parteien, die Volkspartei, die Sozialdemokraten und die Freiheitlichen, uns gegenüber dieselbe ablehnende Einstellung hatten, und die der Heimatdienst diktierte. Aber ohne diesen Widerstand hätten die Slowenen nicht überlebt. In den Achtzigern, als Vranitzky Kanzler war und unser Karel Smolle Nationalratsabgeordneter, gelang uns dann wegen der guten Kräftekonstellation der Durchbruch bzgl. unserer Forderungen nach einer zweisprachigen Handelsakademie, einem slowenischen Programm im österreichischen Fernsehen,

finanzieller Unterstützung für die zweisprachigen Kindergärten und die Tätigkeit unserer Organisationen. Bis dahin hatte uns lediglich Jugoslawien finanziell unterstützt, zwar ist die Frage, dieselbe gilt später auch für Slowenien, ob diese Unterstützung immer gut überlegt war, aber immerhin. Für die Lösung aller Probleme trat der NSKS sogar dem Beirat bei, also einem Organ, das wegen der Deckung vor der internationalen Öffentlichkeit die österreichische Obrigkeit vorschlug und dem die Minderheit stark widersprach. Die Anhänger des Zentralverbandes (ZSO) verschmutzten mir deshalb sogar die Fassade, heute aber ist diese Organisation der größte Befürworter des Beirats. Gekämpft haben wir auch um die Schulen, da der Heimatdienst getrennte Schulen verlangte, wir aber widersetzen uns dieser Ghettoisierung. Mit Smolle stimmten wir dann trotz der Proteste der Kärntner Slowenen einer Teilungszahl zu, also dem, dass sich im Falle genügender Anmeldungen zum Slowenisch-Unterricht eine separate Klasse bildet, noch immer aber mit gemeinsamen Fächern wie Musik, Sport, bei zu wenigen Anmeldungen aber käme ein zusätzlicher Lehrer fürs Slowenische in die Klasse. Dafür wurden wir fast kritisiert, heute aber, wo die Stimmung den Slowenen gegenüber wohlgesinnter ist, bestätigt sich, dass dies die richtige Entscheidung war, auch was die Slowenischkenntnisse betrifft. All das war das Letzte, was wir uns erkämpften. Im Jahr 1995, als ich Vorsitzender des NSKS war, legten wir auch die Höhe der Unterstützung für alle Minderheitenvereine zum letzten Mal fest und die sich seit damals um keinen Euro erhöht hat, was heute mindestens ein Drittel der Gelder weniger bedeutet.

Sie selbst waren die ganze Zeit Befürworter einer einzigen gemeinsamen Organisation der Kärntner Slowenen. Warum?

Schon zur Zeit Jugoslawiens hatte ich kein Verständnis für diese Teilungen, die Nationalität ist keine ideologische Frage, links oder rechts. Leider war all unsere Mühe umsonst, weil eine einzige gemeinsame Organisation einen größeren Druck ausübende Gruppe wäre, und weder Jugoslawien bzw. Slowenien noch Österreich dazu bereit waren, diesen Vorschlag zu unterstützen, weil es leichter war, eine Organisation gegen die andere auszuspielen. Ende der Achtziger, als in Slowenien formal noch

die alten Strukturen herrschten, waren wir der Realisierung am nächsten, weil die Kommunisten fürchteten, dass ihre Organisation ZSO im Falle einer Verselbstständigung, verschwinden würde, doch dann kam die Verselbstständigung ...

Für Sie also zu früh?

(Lachen) Ja, natürlich haben wir uns darüber gefreut. Unsere Erwartungen damals waren aber viel zu groß und wir zogen nicht in Betracht, dass der neue, junge slowenische Staat die Hilfe des benachbarten Österreichs benötigt. Und die benötigte er dringend ...

Doch sie hatten erneut das Gefühl, dass sie nur Kleingeld in den politischen Spielen sind?

So war es. Auch wirtschaftlich. In den Achtzigern nutzten slowenische Unternehmen das von Belgrad ermöglichte Regime aus, und so entstanden in Kärnten unter dem „Vorwand“, Kärntner Slowenen zu unterstützen, viele Joint Ventures. Das war eine Win-win-Situation für alle, die Unternehmen aus Slowenien nutzten so den Bonus des Freihandelsabkommens EFTA aus, wir Kärntner dagegen profitierten in Form von Arbeitsplätzen. Nach der Verselbstständigung gingen all diese Firmen zugrunde, ernste Überlegungen hinsichtlich Alternativen gab es nicht. Als Slowenien der EU beitrug, dachte ich, dass wir neben einem gemeinsamen Kulturraum auch einen gemeinsamen Wirtschaftsraum schaffen könnten, aber das war nur ein frommer Wunsch.

Den Gedanken von einer einzigen Volksgruppenorganisation haben Sie dennoch nicht aufgegeben?

Nein. Als mir bei den Wahlen des Rats der Kärntner Slowenen im Jahr 1995 vorgeworfen wurde, dass es mir nur um Macht ginge, weil mindestens 80, wenn nicht sogar 90 Prozent der Kärntner die gemeinsame Organisation befürworteten, trat ich zurück, um die Sache zu unterstützen. Die linken Strukturen waren jedoch so stark, dass sie auf die Regierung in Slowenien soviel Druck ausübten, dass es nicht zur gemeinsamen Organisation kam. Das einzige für mich logische Argument gegen die Vereinigung war, dass einige Volksgruppenangehörige davon lebten.

Sie sind aber ein Jahrzehnt später, im Jahr 2005, an die Spitze des NSKS zurückgekehrt?

Aus heutiger Perspektive war das wahrscheinlich ein Fehler, dass ich mich habe überreden lassen, zurückzukommen. Die Rolle, welche die damalige slowenische Politik und Diplomatie im Bestreben eines Kompromisses mit der damaligen Regierung von Schüssel bezüglich der zweisprachigen Aufschriften spielten, führte zu meinem zweiten Rücktritt. Der NSKS willigte in den Kompromiss über die 142 Aufschriften nicht ein – ohne dass die österreichische Seite der Minderheit die Möglichkeit einer öffentlich-rechtlichen Vertretung mit bestimmter Autonomie gibt –, da wir uns auf den Bescheid des Verfassungsgerichts aus dem Jahr 2001 über die zweisprachigen Aufschriften in Orten mit 10 Prozent slowenischer Einwohner, was mehr als 300 Aufschriften ergeben würde, beriefen. Dann legte man sich in Slowenien anscheinend fest, dass die Minderheit noch eine Organisation benötigt; es kam zur Gründung von Sadovniks Gemeinschaft der Kärntner Slowenen und Sloweninnen. Zum Kompromiss kam es aber trotzdem nicht, weil die österreichischen Sozialdemokraten aus ihrer politischen Berechnung dagegen waren. Erst später, 2011, kam es dazu, als Rudi Vouk mit seiner Protestfahrt durch die Ortschaften erreichte, dass der Bescheid des Verfassungsgerichts berücksichtigt wurde, aber auch dieser Kompromiss entsprach diesem Bescheid nicht, da er die Grenze von 10 auf 17,5 Prozent slowenischer Einwohner erhöhte. Und auch hier sind sie nicht immer und überall konsequent, in Bleiburg wurden den Versprechungen gemäß neue Aufschriften hinzugefügt, in Sittersdorf jedoch, wo sich mehr als 50 Prozent der Einwohner für eine zweisprachige Aufschrift ausgesprochen haben, warten diese vergebens darauf. Noch schlechter ist es mit der Amtssprache, da die gesetzliche Regelung ermöglicht, dass wir Kärntner Slowenen gleich in 24 Kategorien mit unterschiedlichen Rechten in verschiedenen Orten und Gemeinden eingestuft werden. In meiner Gemeinde St. Kanzian z. B. dürfen die slowenische Sprache auf dem Gemeindeamt nur diejenigen benutzen, die in ihrem Ort eine zweisprachige Aufschrift haben, was ein eklatanter Verstoß gegen die Menschen- und Minderheitenrechte ist. Ich weiß nicht, wie unsere Verhandler derartige Dummheiten annehmen konnten.

Auf all das verweist nun die Zivilinitiative SKUP, die Sie unterstützen. Einige sehen sie als vierte Volksgruppenorganisation, was wahrscheinlich im Gegensatz zu ihren Bestrebungen für eine gemeinsame Organisation der Kärntner Minderheit steht.

Die Initiative SKUP entstand, weil seit dem Jahr 2011 nichts weiterging. Sie vereint sowohl Mitglieder des NSKS als auch von der Partisanenseite, die Ideologie spielt dabei keine Rolle. Der Motor der Gruppe ist Rudi Vouk, auf dessen juristische Anregungen und Expertisen zur Regelung der Minderheitsprobleme der vergangenen Jahre keine der Volksgruppenorganisationen reagiert hat. Deshalb wollen wir sie dazu anregen. Ich denke, dass unsere Organisationen, die das Abbild der Nachkriegszeit sind, heute passé sind, die Menschen aber sind von der momentanen guten Stimmung benebelt. Sicherlich ist es absolut positiv, dass es heute durch je größere Gegnerschaft den Kärntner Slowenen gegenüber im Wahlkampf nicht möglich ist Stimmen zu bekommen. Dass uns aber die Politik der Mehrheitsparteien wesentlich weniger an unserer Entwicklung hindert, müssten wir zu nutzen wissen, nicht aber, dass die Assimilierung unaufhaltsam voranschreitet. Dass die Menschen nur ihre Ruhe haben wollen, ist tödlich für die Volksgruppe – ich befürchte, wir sind schon auf dem Weg, dass von der Minderheit nur noch die slowenische Folklore übrig bleiben wird. Natürlich sind die zweisprachigen Aufschriften psychologisch wichtig, ausschlaggebend sind jedoch das Schulwesen und die Wirtschaft. In der Wirtschaft sind wir Slowenen fast nicht präsent, die Bank haben wir verloren, man versucht jetzt, die Genossenschaft zu retten, von den slowenischen Unternehmen ist eigentlich nur noch der Hermagoras Verein geblieben. Darüber müsste man sich eigentlich den Kopf zerbrechen ...

Und das Schulwesen? Stellt Sie der Umstand, dass mehr als die Hälfte aller schulpflichtigen Kinder zum zweisprachigen Unterricht an den Volksschulen angemeldet ist, nicht zufrieden? Setzen Sie sich für die erneute Einführung des obligatorischen zweisprachigen Schulwesens ein, wie zu ihren jungen Jahren?

In Wahrheit lernen die Kinder nur in den ersten drei Jahren der Volksschule Slowenisch, auch in der vierten Klasse haben sie noch einige Stunden, danach aber gibt es die Sprache nicht mehr an den Schulen. Außer

für die Kinder bekennender Slowenen, die sich in slowenische Mittelschulen einschreiben. Im Grunde lernen sie gar nichts, deshalb müsste das Slowenische auch in der Sekundarstufe erhalten bleiben. Neulich war ich in einer unserer slowenischen Genossenschaften, das Mädchen an der Kasse konnte kein Wort Slowenisch – darauf erklärte mir der Geschäftsführer, dass es nahezu unmöglich sei, einen Lehrling mit Slowenischkenntnissen zu finden. Auch Beamte, die Slowenisch sprechen könnten, gibt es kaum – und in ganz Südkärnten gibt es nur noch einen einzigen Richter, der Slowenisch kann. Wenn die Stimmung wirklich so gut ist, sollte es kein Problem sein, dass auch in den Sekundarschulen Slowenisch unterrichtet wird oder dass im zweisprachigen Gebiet alle wieder beide Sprachen lernen. Ich höre, dass einige schon begonnen haben, sich gegen die Anmeldung zum zweisprachigen Unterricht auszusprechen, mit dem Argument, er mache keinen Sinn ... Das ist eine gefährliche Propaganda, gerade deshalb, weil es uns nicht gelungen ist, den Menschen klarzumachen, wie wichtig es ist, dass sie mit ihren Kindern Slowenisch sprechen, weil das Slowenische auch eine ökonomische Bedeutung hat. Auch aus Slowenien gibt es diesbezüglich keine richtigen Signale.

Wie sehen Sie Slowenien?

Als ein Land mit hervorragenden Quellen, vergleichbar mit der Schweiz, deshalb müsste es sich sehr bemühen, um sich wirtschaftlich nicht hervorragend zu entwickeln. Die slowenische Sprache ist eine andere Geschichte, das Bewusstsein in Slowenien hat sich diesbezüglich verringert, für die junge Generation ist das Erhalten des Slowenischen nicht maßgebend, sie identifizieren sich nicht mit der slowenischen Kultur, weshalb unser Minderheitsproblem in der slowenischen Öffentlichkeit fast nicht existiert. Auch in der Politik nicht, Kučan und Peterle waren die letzten Politiker, die Interesse an unseren Problemen gezeigt haben.

Und wie schaut es in der österreichischen Politik nach der Ibiza-Affäre, die die Regierung wegpülte, aus?

Mir ist unverständlich, dass die Kärntner Freiheitlichen in öffentlicher Zustimmung noch zulegen, was heißt, dass die Menschen überhaupt kein Moralgefühl dafür haben, was richtig ist. Für sie ist es keine

Schweinerei, dass der Freiheitliche Strache einer angeblich reichen Russin im Austausch für ihre Hilfe in der Partei Geschäfte mit dem Land angeboten hat, sondern vielmehr, dass er dabei gefilmt wurde. Aber eigentlich ist das ja jetzt ein Trend in ganz Europa, den Menschen ist nach 75 Jahren Frieden langweilig geworden, und ich habe Angst, dass sich in solchen Köpfen und auf diese Weise ein Krieg formiert. Wenn die Europäische Gemeinschaft zerfällt, wird jeder deiner Nachbarn zu deinem Konkurrenten. Das nutzen heutzutage schon die Amerikaner, Russen, kurzum alle aus, das ist eine gefährliche Entwicklung.

Österreich steht erneut vor Wahlen, wie werden sie ausgehen?

Die Volkspartei wird die Mehrheit erringen, außer es wird etwas wirklich Besonderes geschehen, die Frage aber ist, wie die Koalition aussehen wird. Ich selbst denke, dass es keine Veränderungen geben wird, Innenminister Kickl wird nicht dabei sein, alles andere aber wird gleich bleiben. Die Koalition der Volkspartei mit den NEOS und den Grünen ist kaum wahrscheinlich, vor allem wegen deren Verhältnis zu den Migranten. Die Kurz'sche Migrantinnen-Politik ist nämlich brutal. Heute haben die Migranten die Rolle übernommen, die einst im Wahlkampf die Minderheit als Gruppe spielte, die angegriffen wird, weil sie zu schwach ist, sich zu wehren.

